

Dieter Mersch

Wozu Medienphilosophie?

Eine programmatische Einleitung

Die Medienwissenschaften besitzen die Eigenart, mit Begriffen zu arbeiten, die vorausgesetzt werden. Das gilt vor allem für den Medienbegriff selbst.¹ Häufig werden *Einzelmedien* wie Schrift, Film oder Computerspiele thematisiert, ohne dass die Spezifik ihrer Medialität geklärt würde; ähnliches gilt auch für solche medientheoretischen Ansätze, die ›Medien‹ im Plural verwenden und darunter Formen technischer Übertragung und Operativität verstehen verstehen oder sie sozialwissenschaftlich mit Blick auf Akteure, Netzwerke und intermediale Koppungen untersuchen. Letztere scheinen statt des Medialen überhaupt nur noch Relationen in den Blick zu nehmen. Das scheint solange legitim, wie sich auf Intuition der gewöhnlichen Sprache bezogen werden kann, die Gegenstände postuliert, die scheinbar unproblematisch gegeben sind. Dass indessen das Mediale alles andere als fraglos angenommen werden kann, dass der Zusammenhang von Medium und Medialität zu einem der schwierigsten Probleme von Medientheorie gehört, die ihren Namen verdient, und dass das Wort ›Medium‹ eine wechselvolle Geschichte aufweist, kommt darin nicht oder kaum vor. Vom Wortsinn her verstehbar als Vermittlung oder ›Vermittlung‹ (Heidegger), handelt es sich vielmehr um eine philosophische Grundkategorie, die ›medien-wissenschaftlich‹ kaum je einer adäquaten Analyse unterzogen worden ist. Obgleich quer zu ihnen, hat sie mit dem Denken, der Bestimmung und Darstellung, mit dem Symbolischen und seiner Performativität zu tun, sodass sich mit Verweis auf das Mediale und seine Rolle im Theoretischen wie in den Künsten eine offene Frage stellt. Mit ihr beginnt die philosophische Reflexion – beginnt ›Medienphilosophie‹.

¹ Vgl. exemplarisch Günter Bentele, Hans-Bernd Brosius, Otfried Jarren (Hg.), *Lexikon Kommunikations- und Medienwissenschaft*, Berlin 2012; Werner Faulstich, *Einführung in die Medienwissenschaft*, Stuttgart 2003; Rudolf Stöber, *Kommunikations- und Medienwissenschaft*, München 2008; Norbert Bolz, *Das ABC der Medien*, München 2007; Helmut Schanze, Gregor Schwing, Gebhard Rusch, *Theorien der Neuen Medien: Kino – Radio – Fernsehen – Computer*, Stuttgart 2007.

1. Die mediale Relation

Wird so, in einer ersten Annäherung, vom ursprünglichen Sinn des Medialen als ›Vermittlung‹ ausgegangen, wird deutlich, dass wir zunächst – als ihre allgemeinste und abstrakteste Bestimmung – mit einer *Relationskategorie* konfrontiert sind. Sie beschreibt die Relationalität einer Praxis, die sich als ›Mediation‹ fassen lässt, doch stellt sich sogleich die Frage, um welche *Art* von Relation es dabei geht. Auf Relationsbegriffe im Unterschied zu ontologisch terminierten Substanzbegriffen zu rekurrieren, das hatte bereits Ernst Cassirer herausgestellt,² tendiert zu einer eigentümlichen Auflösung: Sie gründen in einer genuinen Differenzialität, die ihre Definierbarkeit problematisch werden lässt. Dieselbe Diffusion ereilte bereits den Zeichenbegriff, mit dem der Medienbegriff eine enge Verwandtschaft unterhält, besonders hinsichtlich seines relationalen Status. Auch Zeichen wurzeln in Relationen; sie *nennen* oder *bezeichnen* etwas, *stehen für* oder *verweisen auf* bzw. *repräsentieren* oder *symbolisieren etwas*, wobei alle diese verschiedenen Ausdrücke – Nennen, Bezeichnen, Stehen-für, Verweisen-auf, Repräsentieren, Symbolisieren – mindestens als zwei-, in der Regel als drei- oder mehrstellige Tupel rekonstruiert werden, wie es die ausgedehnten semiotischen Diskussionen seit Gottlob Frege, Charles Sanders Peirce oder Ferdinand de Saussure zeigen:³ aRb als nominalistische Definition der Benennung oder Substitution, $F_i: x \rightarrow y$, mit F_i als Funktionalausdruck bei Frege, wobei der Index i die Zeichenfunktionen nach unterschiedlichen Modi unterteilt, oder das Zeichendreieck bei Peirce, das die Unendlichkeit und Offenheit der Bedeutung in Gestalt eines pragmatisch-variablen ›Interpretanten‹ stets schon inkludiert. Dann wird x einem y unter der jeweiligen Modalfunktion F_i , F_j usw. zugeordnet, sodass sich ihr Sinn wandelt; ebenso wie der Interpretant die Beziehung $x-y$, sei es durch einen Diskurs, durch Bilder oder Handlungen etc., beständig wieder reinterpretiert. Schließlich hat die strukturelle Semiologie die Relation in eine Matrix aufgelöst, worin sich zwei Reihen von Differenzketten kreuzen, einmal die ›Signifikanten‹ als ›Wert‹ oder Variable innerhalb eines horizontalen Systems von ›Schnitten‹, zum zweiten die vertikale Unterscheidung der ›Signifikate‹, die, gleichsam als Rückseite oder als Hintergrund, die symbolische Ordnung allererst konstituieren, aus denen ihr Sinn hervorgeht. Dabei bringt der Strukturalismus das Zeichen als ›Marke‹ sukzessive zum Verschwinden: Es sind nicht diese, von

² Ernst Cassirer, *Substanzbegriff und Funktionsbegriff. Untersuchungen über Grundfragen der Erkenntniskritik*, Darmstadt 1994.

³ Vgl. zu den verschiedenen Varianten der Zeichentheorie unsere Diskussion in: Dieter Mersch, *Was sich zeigt. Materialität, Präsenz, Ereignis*, München 2002.

denen die Analyse auszugehen hat, vielmehr werden sie umgekehrt erst *durch* (per/dia)⁴ ihre Gliederung oder Ordnung erzeugt. Das Zeichen ist dann ›nichts‹ als deren Effekt, wie wiederum die Strukturalität der Struktur auf der anderen Seite ohne Ableitung bleibt.

Diese zweiseitige, dreistellig-funktionale bzw. pragmatische oder – wie im Falle des Strukturalismus – vierstellig algebraische Ausbuchstabierung kann jedoch für den Medienbegriff in dieser Form nicht geltend gemacht werden. Wir haben es nicht mit einem Stellensystem zu tun, das eine Zuordnung besorgt und dessen Muster oder Diagrammatik analysiert werden kann,⁵ sondern in erster Linie mit einer *Hervorbringung*, einem Produktionsschema oder einer *poiesis*, deren ›höchste Tugend‹ oder Vollendung Aristoteles nicht umsonst in der *techné* erblickte.⁶ Ihre Fehldeutung verleitete die ›Medien-Wissenschaften‹ der letzten drei Dezennien allerdings zu einem Technizismus, der das Mediale kurzum auf Technik oder Technologien reduzierte und deren Mythologie besang.⁷ Weit treffender wäre es stattdessen, von einer Praxis zu sprechen, *durch* (per/dia) die etwas entsteht oder erst hervorgebracht wird und die ihre Wurzeln im *poiein* findet, worin sich Dichtung und Gestaltung, Poetik und Produktion kreuzen. Innerhalb semiotischer oder semiologischer Schemata scheint demnach der Medienbegriff eine andere Position oder Lokalität zu besetzen und damit auch einen anderen Status einzunehmen, was seine Klärung von vornherein prekär werden lässt. Legt man – als vorläufigen Ausgangspunkt – die *Mediation* oder *Vermittlung* zugrunde, scheinen diese auf eine ›Mitte‹ zu verweisen, die zunächst ebenso ungeklärt wie ungedeckt bleibt. Sie kann auf zwei Weisen gelesen werden: *Einerseits* als ›Mitte‹, die selbst *etwas ist*, eine materielle Entität, die eine

4 Wenn wir im Folgenden an ausgezeichneten Stellen anstatt der einfachen Präposition ›durch‹ den komplexen Ausdruck ›durch (dia/per)‹ mit der jeweiligen griechisch-lateinischen Entsprechung setzen, so, um den eigentlichen Ort der Mediation als Praxis zu kennzeichnen. Diese Kennzeichnung wird erst im letzten Teil dieser programmatischen Überlegungen näher erläutert. Vgl. vorläufig: Dieter Mersch, »Meta/Dia. Zwei unterschiedliche Zugänge zum Medialen«, in: *Zeitschrift für Medien- und Kulturforschung* 2 (2010), S. 185–208.

5 Der Vorwurf des Formalismus oder der ›Scholastik‹ an die Adresse der Semiotik, vor allem bei Peirce und den späteren Strukturalismus rührt daher: Schaubilder, Diagramme, Algebren, mit denen sie bevorzugt operierten. Diese Schemata funktionieren allerdings eigentlich nur auf der Ebene der Syntax, was die syntaktische Vorentscheidung dieser Ansätze unterstreichen, während sie in der Semantik und erst recht auf der Ebene der Pragmatik ein Problem darstellen.

6 Aristoteles, *Nikomachische Ethik*, 6. Buch, 5. 1140b ff.

7 Vgl. exemplarisch Bernhard Dotzler, *Papiermaschinen. Versuch über Communication & Control in Literatur und Technik*, Berlin 1996; Bernhard Siegert, *Passage des Digitalen. Zeichenpraktiken der neuzeitlichen Wissenschaften 1500–1900*, Berlin 2003; Wolfgang Ernst, *Das Rumoren der Archive. Ordnung aus Unordnung*, Berlin 2005.

Substanz besitzt, welche ihre Vermittlungsarbeit gleichermaßen ermöglicht wie einschränkt; oder *andererseits* als eine sich beständig entziehende oder sich zersetzende Mitte, ein ›Zwischen‹, das auf einer Differenz basiert, die, obgleich sie nicht ohne materielle Grundlage existiert, den Raum der Mediation von Beginn an zerteilt. Sie wäre dann nur als Spur, als (räumliche) Abständigkeit oder (zeitliche) ›Aufschiebung‹ (*différence*) entzifferbar, d. h. allenfalls indirekt in Ansehung ihrer Wirkungen, ihrer Resultate.

Die *erstere*, ›substantialistische‹ Lektüre der Mitte weist wiederum auf unterschiedliche Facetten, die weit in die Geschichte des Denkens zurückreichen und ihren Ausgangspunkt im Grunde bereits in der Metaphysik des Aristoteles finden, wenn dieser, mit Bezug auf seine Wahrnehmungstheorie in *De Anima*, das Mediale zwar ebenfalls als ›Zwischenraum‹ (*metaxy*) modellierte, ihm jedoch gleichzeitig eine stoffliche Grundlage zuwies.⁸ Sämtliche physikalischen Medienbegriffe, vor allem der frühen Neuzeit, bei Francis Bacon, Thomas Hobbes, John Locke und anderen, genauso wie die Äthervorstellung, die erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts revidiert wurde, leiten sich davon her: Insbesondere die Rede vom Kristall als ›Medium‹ der Lichtbrechung, dessen kristalline Struktur von einer ebenso opaken wie transparenten Festigkeit ist. Ihr Effekt, die prismatische Zerlegung des Lichts, bezeugt eine genuine Verzerrung, von der her sich gleichzeitig eine ursprüngliche Ambivalenz des Medialen herleitet, wie sie sich bereits in Platons Kennzeichnung der Schrift als *pharmakon* findet: Gift und Heilmittel zugleich ermöglicht sie Archiv und Gedächtnis wie sie im selben Maße Vergessenheit stiftet.⁹ Es ist bezeichnend, dass der Einfluss einer solchen Medientheorie noch bis in die jüngste Gegenwart reicht, nicht nur in Ansehung einer Beschreibung des Medialen als ebenso materielles wie immaterielles ›Dispositiv‹, das gleichermaßen eröffnet wie verschießt, sondern auch im Hinblick auf die zahlreichen Akteurstheorien, die von seiner dinglichen Struktur ausgehen, um in ihr ein *Agens*, ein im sozialen Netz der Handlungen eingewobenen Mitspieler zu entdecken.¹⁰ Dann überwiegt – und darin mag man den blinden Fleck dieses Ansatzes erblicken – die Seite der Produktivität, die den Menschen in ein Ensemble von unterschiedlich mächtigen Akteuren rückt, die jedoch die Seite der Verzerrung und Entfremdung, deren immer schon mitbeteiligte Gewalt-samkeit, ausblendet.

⁸ Aristoteles, *De anima* 418a ff.

⁹ Platon, *Phaidros* 274b-278d; Jacques Derrida, *Dissemination*, Wien 1995, S. 73 ff., 84 ff.

¹⁰ Vgl. Bruno Latour, *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie*, Frankfurt/M. 2007; Tristan Thielmann, Erhard Schüttpelz (Hg.), *Akteur-Medien-Theorie*, Bielefeld 2013.

Dem steht die *zweite*, differenztheoretische Auslegung des Medialen gegenüber, die von Figuren des ›Verschwindens‹ und des Entzugs zehren. Die ›Mitte‹, das ›Zwischen‹ bildet dann eine Unterbrechung oder Zäsurierung, ein ›Dazwischen‹ ohne Kontur, das seine Sichtbarkeit verweigert. Ersichtlich steht hier die Schriftphilosophie Jacques Derridas Pate, die wiederum ausgehend von der Saussureschen Zeichentheorie die anfängliche Skripturalität des Zeichens behauptet, die die Schrift (*écriture*) der gesprochenen Sprache (*parole*) als ihre Medialität vorausgehen lässt. Insbesondere aber weist Derrida die Gegebenheit der Struktur als einer primordialen Ordnung zurück, aus der die Zeichen hervorgehen, vielmehr rückt er an ihre Stelle das ›Spiel‹, das der beständigen Bewegung der *différance* unterliegt, die als Nichtzeichen, Nichtbegriff oder Nichtprinzip ein stets Alteritäres oder Offenes anzeigt.¹¹ Das Nichtzeichen bzw. der Nichtbegriff der *différance* entspricht darin der sich beständig zurückziehenden ›Mitte‹, die die Mediation stiftet und von der sich nur über Umwege Kunde gewinnen lässt – durch einen Bruch, eine ›Versagung‹ oder Negation, die in sie das Moment einer Störung oder Umkehrung eintragen.¹² Der Umstand bedingt, dass das Mediale durchgestrichen und um seine Relationen eine Klammer gezogen werden muss, die die Vermittlung ›aussetzt‹ bzw. sie durch eine wesentliche Negativität markiert. Man kann dann nicht wissen, was sie bedeutet noch auslöst, noch welches Resultat sie zeitigt oder ob sie je gelingt: Weder Ermöglichung noch Verzerrung, sondern Indetermination oder Unerfülltheit, erscheint sie durch eine Nichtankunft, eine chronische Lücke gekennzeichnet, die sie auf immer in einen Abstand hält. Das bedeutet auch, dass die Mediation nicht auf das Technische, den *Logos* oder die Automatismen der Mathematik rückführbar ist: Stets tritt vielmehr ›etwas‹ dazwischen, das kein ›Etwas‹ ist, sondern eine Spaltung, eine Unberechenbarkeit oder Nichtkontrollierung – was eine ›negative Medienphilosophie‹ genannt wurde, findet daran ihr Modell wie Vorbild.¹³

11 Jacques Derrida, »Die *différance*«, in: ders., *Randgänge der Philosophie*, Wien ²1999, S. 31–56.

12 Vgl. Georg Christoph Tholen, *Die Zäsur der Medien. Kulturphilosophische Konturen*, Frankfurt/M. 2002.

13 Die Einsicht bildet zugleich die Einsatzstelle einer ›negativen‹ Medientheorie, die diesen Gedanken systematisch zu entfalten versucht; vgl. vorläufig meine Versuche in: »Medialität und Undarstellbarkeit. Einleitung in eine ›negative‹ Medientheorie«, in: Sybille Krämer (Hg.), *Performativität und Medialität*, München 2004, S. 75–96; »Negative Medialität. Derridas *Différance* und Heideggers Weg zur Sprache«, in: *Journal Phänomenologie* 23 (2005), »Jacques Derrida«, S. 14–22; »Tertium datur. Einleitung in eine negative Medientheorie«, in: Stefan Münker, Alexander Roesler (Hg.), *Was ist ein Medium?*, Frankfurt/M. 2008, S. 304–321.

2. Der Stachel der Medienphilosophie

Es gibt also zwei einander widerstrebende Paradigmen medialer Relation, die jede für sich ihre außerordentliche medienphilosophische Wirksamkeit entfaltet haben, die aber ebenso sehr deutlich machen, wie stark die jeweiligen theoretischen Konklusionen von deren Prämissen abhängen. Zeichnet sich im ersten Fall eine Ambiguität des Medialen ab, deren Konsequenzen zumeist einseitig zugunsten einer der beiden Seiten gezogen werden, bekommen wir es im zweiten Falle gleichsam mit einer Unentscheidbarkeit oder *Epoché* zu tun, deren Argument skeptischer Art ist. Sie verweigert die Bestimmbarkeit des Medialen und damit auch im einem eigentlichen Sinne ihre positive ›Theorie‹, vielmehr wird die Vermittlung, die Mediation immer schon etwas anderes gewesen sein. Medienphilosophie, insbesondere die Frage nach ihrer Genesis und Geltung, kann diese gegensätzlichen Ansätze nicht unberücksichtigt lassen. Tatsächlich hängt alles davon ab, wie wir beginnen – ob wir das Mediale im Kontext der verschiedenen, in den 1960er, 70er und 80er Jahren virulenten Semiotizismen entwickeln, wie es Vilém Flusser, zum Teil auch Friedrich Kittler gemacht haben, ob wir das daraus hergeleitete systemtheoretische oder netzwerktheoretische Vokabular benutzen oder ob wir die Vermittlung, angeleitet durch informationstheoretische oder kybernetische Überlegungen zur Übertragung und Kommunikation, allein aus seiner Technizität begreifen, wie es wiederum Kittler vehement durchgeführt hat – oder aber ob wir, wie im anderen Falle, überhaupt eine zureichende Theoretisierbarkeit des Medialen bestreiten und jede Totalisierung zurückweisen, um die Mediation in eine Serie von Effekten, ›Spuren‹ oder Praktiken aufzulösen.

Wie immer wir vorgehen, scheint klar, dass das, was der native und unreflektierte Medienbegriff annimmt, nämlich dass das Mediale eine Neutralität bezeichnet, die dem jeweils Mediierten weder etwas abzieht noch hinzufügt, ohne jede theoretische Beglaubigung bleibt. Wir haben es dann scheinbar mit einer reinen Dichtsichtigkeit ohne Blendung zu tun, durch die wir ungestört wie durch ein Glas, eine Scheibe hindurch zu blicken vermögen. Die Vorstellung einer ›Unschuld‹ der Repräsentation oder Übertragung, wie sie die Philosophie noch bis ins frühe 20. Jahrhundert begleitete, scheint allerdings heute unmöglich, vielmehr beruht die widerständige Stelle des Medienbegriffs in seiner entschiedenen Nichtneutralität, mithin der Tatsache, dass das Mediale, was immer wir darunter zu verstehen suchen, an seiner Mediation stets ›mitarbeitet‹, wie es Nietzsche treffend in einem Brief an Peter Gast ausdrückte.¹⁴ Die Formulierung zeigt, wie sehr medienphilosophische Reflexionen auf die jeweils zugrunde gelegten Medi-

¹⁴ Friedrich Nietzsche, »Brief an Peter Gast vom Februar 1882«, in: *KGA Briefe*, Bd. III.1, S. 172.

enbegriffe und Fragen der Genesis und Geltung an der Zeit sind, denn was ›immer schon‹ mitarbeitet, was sich folglich im ›apriorischen Perfekt‹ einer temporalen Transzendentalität hält, was auf diese Weise zu einer nichtüberspringbaren Konstitutionsbedingung menschlicher Kultur, Praxis und Kommunikation gehört, was folglich einen Universalitätsanspruch behauptet, kann nicht einfach angeblickt oder einer begrifflichen Klassifikation zugezogen werden. Die Präposition ›mit‹ im Zusammenhang des medientheoretischen Axioms seines ›Immer schon‹ weist vielmehr seine eigenen Tücken dadurch auf, dass das, was *immer schon mitgängig* ist, ohne Aufweis bleibt, weil jeder Aufweis es bereits ›mit sich‹ führte. Die Paradoxie, die einem unendlichen Regress gleichkommt, konfrontiert mit einem systematischen Begründungsproblem, der sich jede Medientheorie, will sie philosophisch ernst genommen werden, ausgesetzt sieht. Es verlangt nach eigenen Untersuchungen, sodass man, wird nach dem Ort oder der spezifischen Relevanz von Medienphilosophie gefragt, auf ein manifestes *Begründungsdefizit im Medienbegriff selbst* stößt. Das bedeutet auch: Die Rolle von Medienphilosophie besteht zuvorderst darin, den in den ›Medien-Wissenschaften‹ ausgebliebenen Begründungs- und Klärungsdiskurs überhaupt erst zu führen. Er betrifft die *in der Bestimmung des Medialen unverstandene Mediation*. Man kann, in diesem Sinne, die Funktion von Medienphilosophie in einer *Grundlegung der Epistemologie von ›Medien-Wissenschaft‹* verstehen: Als Diskurs über ihre Begriffs- und Theoriebildungen, ihre Fundamente und Methoden wie deren Rechtfertigung. Insofern schließt sich Medienphilosophie an die klassischen Aufgaben von Philosophie an.

Ein weiteres kommt hinzu. Denn Theorien verdanken sich Modellen, die in sie eingehen, ohne eigens von ihnen reflektiert zu werden. Sie bilden gleichsam ihr ›Unbewusstes‹ – nicht in der Bedeutung eines Verdrängten, sondern einer basalen Zone, die nicht in Frage gestellt werden kann. Thomas Kuhn nannte sie ›paradigmatisch‹: Ein unscharfes Feld von theoretischen Annahmen oder Grundüberzeugungen, die ein System wissenschaftlicher Aussagen determinieren und den Kern ihrer *Episteme* ausmachen.¹⁵ Sie gleichen impliziten Axiomen, die die möglichen Untersuchungen anleiten und die Art von Fragen – solchen, die gestellt werden können und solchen, die nicht gestellt werden können – vorgeben, sodass die Paradigmata sowohl den ›Horizont‹ als auch die ›Grenzen‹ des Sagbaren definieren. Für die Medientheorien der letzten Jahrzehnte lassen sich in dieser Hinsicht zwei Schlüsselpositionen identifizieren: Zum einen das Paradigma der *Übertragung*, zum anderen das der *Darstellung*. Sie bestimmen den jeweiligen Ort des Medialen: Als *Übertragung*, sofern sie ebenso Linien, Wege,

¹⁵ Thomas S. Kuhn, *Die Struktur wissenschaftlicher Revolution*, Frankfurt/M. 1967, S. 10, bes. S. 25 ff.

Knoten oder Kanäle beinhaltet und Vorstellungen einer Translation wie auch eines Austauschs, Verkehrs oder Transports weckt, deren mathematische Präzisierung im Sender-Empfänger-Modell der Informationstheorie vorgelegt wurde, das von bereits gegebenen Botschaften und ihrer Codierung und Decodierung ausgeht – oder aber auf der anderen Seite als *Darstellung*, die immer schon *poietisch* verfährt und damit gleichermaßen ästhetische wie performative Prinzipien aufruft, *durch* (per/dia) die etwas ›hingestellt‹ oder ›aufgerichtet‹ und in sein Erscheinen gebracht wird. Es bleibt von seiner Medialität nicht unberührt. Es gibt also zwei ›Bilder‹ bzw. zwei Entscheidungen, die auf ihre Legitimität oder Angemessenheit hin überprüft werden müssen. Mit ihnen korrespondieren zwei unterschiedliche Ausgangspunkte, die ihre begrifflichen Grundkonstellationen von vornherein terminieren: *Kommunikation* einerseits, sowie andererseits die *Offenheit* dessen, was Martin Heidegger den »Entwurf« bzw. das »Ereignis« nannte,¹⁶ *durch* (per/dia) das ein Denken, ›Sagen‹ oder auch ein Imaginäres überhaupt erst in die Welt kommt, bearbeitet, transformiert und verstanden werden kann und seine ›Geschichte‹ ausbildet. Der Gegensatz könnte nicht größer sein: Dort eine Maschinerie, ein Manual, ein Regelwerk oder eine technische Anleitung, die in der Hauptsache eine Operativität und Konnektibilität sichert und deren Optimierung garantiert¹⁷, hier eine buchstäbliche ›Auf-Schließung‹, die etwas, das Symbolische, die Möglichkeiten der Kommunikation und Übertragung, welche dort lediglich vernetzt und verteilt werden, allererst hervorgehen und entstehen lassen.

Gewiss bleibt diese Opposition allzu schroff und holzschnittartig, denn es gibt in Bezug auf den Kommunikationsbegriff die Kommunikationsphilosophie, die im ›Sich-Verständigen‹ und deren Performativität den Grund des Sozialen erblickt, auch wenn sie bezeichnenderweise die Rolle der Imagination oder des nichtsprachlichen Denkens ausblendet. Es gibt überdies weitverzweigte Übersetzungstheorien, die, ausgehend von der Metaphorizität jeder Translation, deren Produktivität betont, woran mit Blick auf Walter Benjamins *Aufgabe des Übersetzers* insbesondere auch die Medienphilosophie Georg Christoph Tholens ihren Maßstab nimmt.¹⁸ Doch bleiben jüngere Medientheorien von beiden Angeboten merkwürdig unbeeindruckt, wenn sie sich allenfalls auf die *Spiele* wechselnder Vernetzungen einlassen, die wesentlich ökonomisch und mathematisch ope-

¹⁶ Vgl. Martin Heidegger, *Beiträge zur Philosophie (Vom Ereignis)*, Frankfurt/M. 2003, S. 73 ff., 228 ff., 239 f., 325 f., 471 ff.

¹⁷ Dazu kritisch Dieter Mersch, *Ordo ab Chao – Order from Noise*, Zürich/Berlin 2013.

¹⁸ Walter Benjamin, »Die Aufgabe des Übersetzers« (1923), in: *Gesammelte Schriften*, Bd. 4.1, Frankfurt/M. 1972, S. 9–21; Tholen, *Die Zäsur der Medien*, a. a. O., S. 187 f.

rieren und nichts stiften außer einer Anschlüsse generierenden Anschließung, deren Credo eine Partizipation ohne ›Mit-Teilung‹ (Nancy) wäre.¹⁹ Die damit verbundene demokratiethoretische Umstellung ist bezeichnend: Die partizipative ›Teil-Nahme‹ ersetzt die, das Soziale immer schon voraussetzende ›Teil-Habe‹ und deren Fundierung in einer stets noch ausstehenden Gerechtigkeit. Teilnahmen ermöglichen nicht: *Sie nehmen in Anspruch, statt zu antworten*. – Tatsächlich verdanken sich diese und ähnliche medientheoretischen Ansätze einer ganzen *Serie von Reduktionismen*, von denen die genannte nur *eine* Variante darstellt: Verkürzung von Kollektivität (und die Frage der Gemeinschaft) auf Konnektivität, von Ökologie auf Ökotechnie, von Praxis auf Operativität, von Differenz auf Digitalität sowie von Reflexivität auf Rekursivität. Ihr Korrelat ist die Reduktion von *techné* (und Kunst) auf die Technizität des Technischen und ihrer Mathematik, worin sich das Gefälle, der Abstand beider Reihen allererst manifestiert. Überall ist diese Vorentscheidung schon getroffen, wird der *mechane*, der formalisierbaren Seite, sei es als Konnexion, Operation, Rekursion oder Binarität der Vortritt gelassen. Dazu passt, Kultur selbst aus der Technik und ihren Technisierungen zu verstehen, selbst dort, wo im Rückgriff auf den antiken Begriff der *techné* wie bei André Leroi-Gourhan oder Bernard Stiegler diese Fundierung anthropologisch vollzogen wird. Gleichzeitig unterliegt dieser Arbeit ein bemerkenswertes begriffliches Manöver, das die Bedingungen digitaler Technologien wie Display, Schaltung, Schnittstelle oder Relais auf historische Prozesse appliziert und als Metaphern ihrer Beschreibung rückverwendet, um aus ihnen analoge technische Konstruktivismen lesbar zu machen – ungeachtet ihrer geschichtlichen Disparität.²⁰ Dem entspricht Kittlers Usurpation von Philosophie durch einen Technikmaterialismus als ebenso spektakulärer wie spekulativer ›*Geste*‹, ihren ›*Geist*‹ auszutreiben, um an deren Stelle ›*reale*‹ technische Abläufe zu rücken und damit deren Hegemonie über den Diskurs zu behaupten – mithin eine Philosophie *ohne Philosophie* zu betreiben, die sie an einem anderen, unbekanntem oder unbewussten und also unkritizierbaren Ort restituiert. Denn nicht vergessen werden darf, dass der, der das Philosophische negiert, es auf einem verschobenen Schauplatz wiederkehren lässt, um aus ihm eine ›*Unphilosophie*‹ zu machen. – Wir werden den Faden an anderer Stelle wieder aufnehmen.

¹⁹ Vgl. Jean-Luc Nancy, *Die herausgeforderte Gemeinschaft*, Zürich/Berlin 2007; Erich Hörl, »Die künstliche Intelligenz des Sinns. Sinngeschichte und Technologie nach Jean-Luc Nancy«, in: *Zeitschrift für Medien- und Kulturforschung* 2 (2010). www.ruhr-uni-bochum.de/ifm/_downloads/hoerl/ZMK%202-2010%20Hoerl.pdf, letzter Zugriff 14. 8. 2014.

²⁰ Zu den Verkürzungen technizistischer Medientheorien gehört auf diese Weise auch eine ebenso naive Technikphilosophie wie Technikgeschichte.

Demgegenüber weisen solche Theorien, die wir mit Prozessen der *Darstellung* assoziiert haben, auf einen überhaupt erst zu eröffnenden Raum, *worin* Ansprüche, Gerechtigkeiten und ›Mit-Teilungen‹ formuliert und ausgehandelt oder Reflexionen vollzogen, Praktiken instantiiert und ›Unter-Schiede‹ geltend gemacht werden können. Gängige medientheoretische Einsätze beschränken sich an dieser Stelle auf die mediale Ausstattung dieses Raumes als ›Voraussetzung‹ für Diskussion und Aushandlung und lassen so *das vorgängig Mediale seiner Gewährung oder ›Zu-Lassung‹* außen vor. Medienphilosophie vermag hier tiefer anzusetzen und an den Platonischen Begriff der *Chora* zu erinnern als einer kategorial nicht einzufangenden ›Ortschaft‹ der Eröffnung von ›Teil-Habe‹ oder Kommunikation, *worin* sich diese sich allererst zu ereignen können und die Heidegger mit der »ontologischen Differenz« und Derrida mit der ›ursprünglich-ursprungslosen‹ »différance« in Verbindung gebracht haben.

3. Das mediale ›Als‹

Diese Vorgängigkeit einer Öffnung verweist indessen auf das ›Als‹ – das philosophische Rätselwort schlechthin –, denn etwas darstellen, kommunizieren oder übersetzen heißt in erster Linie etwas *als* etwas übertragen, darstellen oder kommunizieren. Die ›medienphilosophische Frage‹ wäre von dort her einer grundlegenden Revision zu unterziehen. Das ›Als‹ signifiziert. Es bildet den Ort der eigentlichen Determination. Zugleich kulminiert im ›Als‹ die mediale Relation. Bevor also Verbindungen gezogen, Netze gesponnen und Ideen ausgetauscht werden, bevor Techniken ihre Arbeit der Aufzeichnung oder Zirkulation begonnen haben, bevor sich überhaupt auf etwas bezogen werden kann, ›gibt es‹ bereits das ›Als‹, das es in seiner ganzen Breite und Vielfalt zu durchdenken gilt. Was bedeutet ›als‹? Linguistisch gesehen handelt es sich um eine modale Konjunktion, die die Funktion der Kopula übernimmt. Wird also danach gefragt, was etwas *ist* – das Aristotelische *ti estin* als Anfang und Grundfrage jeden Philosophierens –, geht es zunächst um eine *Bestimmung*. Sie kann auf zweifache Weise vorgenommen werden: Etwas ist ›dieses‹ im Sinne seiner Anzeige oder Benennung, oder: Etwas ist ›ein solches etwas‹, ein ›Sosein‹, mithin ein so-und-so Bestimmtes, dessen Spezifikation oder Kennzeichnung im Satz durch die Kopula vollzogen wird. Das mit der Bestimmung korrespondierende Urteil: ›A ist B‹, das die Einheit einer Differenz behauptet, denn ›A‹ und ›B‹ müssen Verschiedene sein, um in der Aussage zusammengeschlossen zu werden, lässt sich dann in die Formel ›A als B‹ übertragen, deren Verbindung beide miteinander identifiziert. ›A ist B‹ und ›A als B‹ meinen folglich dasselbe, als Konjunktion und als Aussage, die ihren jeweiligen

›Unter-Schied‹ (Heidegger) bereits mit sich führen. Wenn folglich die Philosophie mit der Frage nach dem *Was-sein* einsetzt und mit ›Dieses als Jenes‹ oder dem ›Seienden als dem Seienden‹ antwortet, geht sie nicht vom Nichts, der Unruhe oder dem Ereignis aus – jener Grundfrage, wie sie Leibniz gestellt hat, *warum überhaupt etwas sei und nicht nichts* –, sondern immer schon von ›Etwas‹, dem bereits eine Identität anhaftet, die von einem ›anderen Etwas‹ geschieden sein muss, um sie in ihrer Bestimmtheit ›als etwas‹ befragen zu können. In der Tat nimmt die Hegelsche *Wissenschaft der Logik* sogar von einer *dreifachen Unterschiedenheit* ihren Ausgang, nämlich die Differenz von *Sein und Nichts*, die Differenz zwischen *Etwas und Anderem* sowie schließlich die Differenz zwischen *diesem und jenem*, d. h. zwei verschiedenen Entitäten.²¹ Sie liegt bereits vor, *bevor* die Bewegung des Begriffs überhaupt eingesetzt hat.

Das lässt sich auch so ausdrücken: Der Ausgangspunkt der philosophischen Frage, wie ebenfalls ihr konstantes Geheimnis, bildet das ›dazwischen‹ geschobene Wort ›Als‹, wie es im Zentrum der Bestimmung, dem ›Etwas als etwas‹ im Sinne eines *als dieses* oder *als ein anderes* oder *so und so Bestimmtes* steht: der Augenschein *als* Täuschung, das Bild *als* Portrait einer konkreten Person, die Materie *als* Verbindung wohlunterschiedener Atome, die Seele *als* verdrängter Trieb usw. Was aber ›ist‹ dann das ›Als‹ selbst, jenes maßgebliche linguistische Partikel, das, jenseits der Tatsache, dass es modal verwendet wird, den Vorgang der Bestimmung erst anleitet und fundiert? Vielleicht lässt sich hier nicht wieder nach einem ›Was-sein‹ fragen, d. h. erneut eine Bestimmung dessen vornehmen, was die Bestimmung ausmacht, sondern viel eher danach, was die Konjunktion *bewirkt*, welche sprachlichen Effekte sie zeitigt, *wie* sie in Bezug auf die Bestimmung ›dazwischen tritt‹ und sich gegenüber dem Zu-Bestimmenden positioniert. Ganz offensichtlich gibt es keine sprachliche Bestimmung und damit auch keine Signifikation ohne das ›Als‹, d. h. auch ohne die Verdopplung und Spaltung, die es induziert – jene Duplizität, die dadurch entsteht, dass das Zubestimmende in der Bestimmung zweimal aufgerufen werden muss, einmal als *Determinandum* – das ›Etwas‹, das adressiert wird – sowie zum zweiten als *Determinans* – d. h. ›als dieses‹ oder als ›So-etwas‹, das ihn seine Bestimmtheit, sein ›Sein‹ erteilt.²² Jedes Zweimal sagen oder jede Duplizität impliziert jedoch selbst schon die Setzung einer Differenz, die in der Determination *Determinandum* und *Determinans* auseinanderhält. Ihre Differenz, das hatte Heidegger eindringlich anhand des Satzes der Identität demonstriert, geht der Bestimmung wie auch dem Akt der

²¹ Georg Friedrich Wilhelm Hegel, *Wissenschaft der Logik*, 2 Bde., in: *Werke in 20 Bänden*, Bd. 5 u. 6, hier Bd. 5, Frankfurt/M. 1986, S. 83–111.

²² Vgl. auch Heinrich Barth, *Erkenntnis der Existenz. Grundlinien einer philosophischen Systematik*, Basel 1965, S. 91.

Identifikation und damit ebenfalls der dreifachen Hegelschen Unterschiedenheit voraus.²³ Zuvor kommt also ein ›Ein-Schnitt‹, eine Spaltung oder Differenzialität, die die Möglichkeit der Determination und damit auch die Bestimmung in ihrer Bestimmtheit konstituiert, von der es allerdings nicht selbst wieder eine Bestimmung geben kann, vielmehr gleicht sie einer hauchdünnen Membran, einem Nichts oder Fast-Nichts, dessen ›Unter-Schied‹ sich ereignet und aufgrund seiner Ereignung seine Ordnungen allererst hervorbringt. Von ihr *als* Differenz oder Schnitt lässt sich darum nicht selbst wieder angeben, *was* sie ist; sie bezeichnet kein Prinzip, keinen Begriff oder eine eigene Kategorie, sowenig wie ein Schema oder irgendeine Art von Methodologie, vielmehr geht sie als Konstituens oder Bedingung der Möglichkeit jeder Bestimmung ebenso chronisch *voraus* wie sie dem Zugriff *entzogen* bleibt.

Begonnen werden muss also mit einer Negativität, einer Differenz, die ›dazwischen kommt‹ und die in der Bestimmung das ›Vermittelnde‹ bezeichnet, welches *Determinandum* und *Determinans*, ebenso sehr auseinander hält wie zusammenbringt. Jede Konjunktion vereint ein ebenso Verbindendes wie Trennendes; ja man könnte sagen, ihre Funktion ist selbst eine duplizitäre, weil sie, um verbinden zu können, eine Trennung schon vollzogen haben muss.²⁴ Nicht das, *was ist*, das Sein, bildet demnach die Grundfrage der Philosophie, wie sie Platon und Aristoteles auf den Weg gebracht haben, sondern die Differenz und das ›Dazwischen‹, das Vermittelnde wie ebenfalls dessen Mitte, wie es mit der Platonischen *Chora* und dem Aristotelischen *to Metaxy* vor-gedacht worden ist und für das die mittelalterliche Philosophie den Terminus des ›Mediums‹ eingesetzt hat. Anders gewendet: Philosophie ist bereits ›Medien-Philosophie‹ im Sinne einer Philosophie des Medialen, des Vermittelnden, das gleichermaßen ihren Kern ausmacht, wie es sich chronisch unter Entzug hält, denn *was die Mitte ist*, bleibt notwendig verborgen, weil sie als Mitte allererst das ›Als‹ gibt und von dem es nicht selbst wieder ein ›Als‹ geben kann, ohne eine weitere Mitte in Anschlag zu bringen, die ihrerseits eine weitere Mitte ›voraus-setzt‹ usw. Zwar gibt das ›Als‹ den ›Aus-schlag‹ der Philosophie, ihren ›Einsatzpunkt‹, doch erfährt es seine Möglichkeit durch ein Drittes oder *Tertium*, wie es in der grundlegenden Differenz zum Ausdruck kommt, die gleichzeitig die Eigenschaft besitzt, sich zurückzuhalten. – Das bedeutet nicht, dass wir auf diese Weise dem Medialen einen ›unbedingten‹ Vorrang verleihen und stillschweigend vom Ereignis zum Medium übergegangen seien, denn *es gibt* die philosophische Frage und mit ihr der ›Satz‹, die

²³ Martin Heidegger, »Der Satz der Identität«, in: ders., *Identität und Differenz*, Pfullingen ⁶1978, S. 9–30.

²⁴ In Bezug auf die künstlerische Arbeit stellt Peter Bexte in diesem Band eine ähnliche Überlegung an.

Bestimmung wie ebenso das ›Als‹ *nicht ohne das Ereignis* in der Bedeutung eines Einschnitts oder Trennung, welche den Blick umwenden und die Frage danach aufwerfen lässt, *was es ist*. Nichts anderes als ein ›Nichts‹, eine Unbestimmtheit oder Beunruhigung, die wie ein Riss Raum und Zeit zerteilt, erscheint es *zunächst* nur als ein ›Es‹, ein *Neutrum*, das nicht mehr zu sagen lässt, als ›*dass*‹ es ist: *quod*, das sein *quid*, sein ›Was-sein‹ erfragt und seiner Konkretisierung ›*als* etwas‹ vorausgeht. Der philosophischen Frage, das Aristotelische *ti estin*, eignet folglich eine Sekundarität, eine Nachträglichkeit, die gleichermaßen das ›Als‹ als seine Beantwortung infiziert hat: *Zuvor* kommt das Ereignis, das *Dass*, das in seinem ›Als‹ erst bestimmt werden muss, dessen Bestimmung wiederum eine Mediation voraussetzt.

Wenn daher die Philosophie mit der Frage nach dem *Was-ist*, dem Sein einsetzt, hat sie das Ereignis schon übersprungen, geht sie nicht von der Unruhe oder dem Werden aus, sondern von einer Mediation, *die sie als solche aber schon getilgt hat*. Worum es uns also geht, ist nicht der Übergang vom Ereignis zur Mediation, sondern um die Rückerstattung der Notwendigkeit des Medialen an die Adresse der Philosophie, die sie ihrerseits in der Unschuld des ›Als‹ suspendiert und ›ausgesetzt‹ hat, um sie mit der Kopula ein für allemal an die Sprache, den Diskurs zu ketten. Wenn wir also nach dem ›Als‹ fragen und es in seiner Möglichkeit genauer auszubuchstabieren trachten, fragen wir gerade nicht nach der *Ereignung*, dem *Erscheinen* und seinem Verhältnis zu seiner Bestimmung, sondern umgekehrt nach der Bestimmung in ihrem Verhältnis zur Mediation und deren ›Aufschließung‹ – mithin danach, *wie* das Mediale im ›Als‹ Platz greift und die Vermittlung austrägt, d. h. *wodurch* (dia/per) das ›Als‹ in die Welt kommt und konfiguriert wird.

4. Verfehlungen der ›Medientheorie‹

Das Mediale denken bedeutet mithin, von einer *Mitte* her denken, die als solche *unbestimmt* bleibt. Das deckt sich auf bezeichnende Weise mit unserer Kennzeichnung der medialen Relation im Gegensatz zur Zeichenfunktion. Bestimmt man das Denken wiederum vom Ort der Als-Funktion her, die die mediale Relation einschließt, heißt das Mediale denken zugleich die Bedingungen des Denkens denken. Tatsächlich bildete ein solches Denken die kritische Einsatzstelle von Medienphilosophie seit Beginn der 1980er Jahre, ihr antiphilosophischer Impuls, den sie mit zahlreichen, seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts unterwegs befindlichen Einwänden gegen die Fehlschläge der Metaphysik und der abendländischen Philosophie im Ganzen alliierte, wie sie von Nietzsche und

Wittgenstein, Heidegger und Adorno oder Lévinas, Derrida und Lacan vorgetragen worden sind. *Medienphilosophie* muss auch in dieser Hinsicht von *Medientheorie* unterschieden werden, wie sie im selben Zeitraum exemplarisch durch McLuhan, Flusser oder Kittler inauguriert worden ist und den ›Sonderweg‹ der deutschen ›Medien-Wissenschaft‹ begründete. Gemeinsam ist den Genannten, dass sie, wo sie vom Medium oder allgemeiner vom Medialen sprechen, es *bereits theoretisiert*, d. h. im Vokabular fremder Theorien eingetragen haben, deren Einsatzpunkte wiederum in etwas Anderem als dem Medialen bestanden: Strukturalismus (Zeichen), Psychoanalyse (Unbewusstes), historische Epistemologie (Diskurs/Dispositiv), Grammatologie (Schrift und *différance*). Statt autochthone Konzepte zu entwickeln und die Stelle des Medialen selbst zu lokalisieren, haben sie diesen heterogenen Ansätzen wiederum ihre Perspektiven übergestülpt, die deren Anliegen entstellten: Informations- und Systemtheorie sowie die Kybernetik. Das Amalgam tendierte entsprechend dazu, obskur zu werden, weil auf diese Weise die Ausgangspunkte und Grundlegungen der verschiedenen Metaphysikkritiken ›entwendet‹ und verzerrt wurden: Statt der *différance* das Digitale, statt der Differenzialität der Signifikanten das On/Off der Schaltung, statt dem historischen Apriori der *Episteme* das Apriori von Technologien und statt den ebenso materiellen wie immateriellen Dispositiven die Turing-Maschine in Von-Neumannscher Architektur. Die zuvor genannten reduktiven Phantasmen medientheoretischer Einsätze liegen auf derselben Ebene. Medialität fungiert sich nahezu ausnahmslos in Codierung, in Algorithmen und deren technischer Implementierung, ohne noch die Frage nach dem ›Grund‹ des Medialen selbst stellen zu können. Ja, der Vorrang von Mathematizität und Technizität birgt ihre eigenen, unbesesehenen Philosopheme – als ob man nicht immer schon begonnen hätte, etwas Bestimmtes, d. h. im Horizont spezifischer philosophischer Hypothesen zu denken, die die Analysen begleiten, um im selben Augenblick verleugnet, verdeckt oder maskiert zu werden. Es geht folglich um ›Pfropfungen‹, die den rationalitätskritischen Gestus der Nachkriegszeit derart mit binären Automatismen kurzschlossen, dass sie dessen Impulse in den Registern ›von Mathematik und Elektrotechnik‹ wiederzufinden meinten, um sie zu neutralisieren. Sicher gehört diese Identifikation zu den problematischsten Operationen innerhalb der jüngeren Geschichte der Medientheorie, die zu einer Reihe fataler Ungereimtheiten und Fehlschlüssen geführt haben, wofür exemplarisch besonders die Schrifttheorie Derridas angeführt werden kann,²⁵ dessen paradoxe Figuren wie die ›primäre Sekundarität‹ oder die ›ursprüngliche Nachträglichkeit‹ unbesesehen auf

²⁵ Von Anfang an hat die Lektüre der Derridaschen *Grammatologie* eine Fülle seltsamer Blüten getrieben, zu deren absurdesten vielleicht die Gleichsetzung der Differenz zwischen dem gesprochenen Wort »als der Bourgeoisie« und der Schrift als »dem Proletariat« gehörte; vgl. Benoît

den Medienbegriff appliziert wurden, um als Analogon für Medialität zu dienen. Steht diese Analogisierung noch ganz im Zeichen einer Verschränkung zwischen Medialität und Skripturalität, die nicht nur das Mediale in seiner Vielfältigkeit eingeführt, sondern auch unbesehen die Merkmale der Schrift auf es übertragen, haben Kittler und seine Nachfolger sie überdies mit der ›Maschine‹ in ein gesetzt, als ob sich die strukturalistischen Oppositionsketten differenzieller Werte ohne weiteres mit den digitalen 0-1-Reihen der mathematischen Algorithmustheorien verrechnen ließen. Auf simplifizierende Weise wird damit der Schriftbegriff an maschinenlesbare Codes angeschlossen. Während dagegen die strukturalen Modelle auf einer Differenz ohne technologisches Präjudiz beharrten, basieren informationstheoretische und kybernetische Systeme auf der Logik einer Selbststeuerung, die die Identität von Wiederholungen voraussetzen muss, denn ›Iterabilität‹, die Derrida mit einer fortwährenden Alteration affiziert sieht, bedeutet im Rahmen des Mathematischen einfach nur ›Rekursivität‹.²⁶ Dann konvergieren Digitalität und Differenzialität eben nicht in einem gemeinsamen Punkt, vielmehr stehen sie sich auf der Ebene ihrer Begründung diametral gegenüber, denn bleiben dort die Prinzipien der Identität und des Widerspruchs leitend, einzig abgemildert durch ›zirkuläre Kausalitäten‹, die sich wiederum in Gestalt rekursiver Feedbackschleifen formalisieren lassen, gründen die Signifikationsketten des Strukturalismus in Prozessen einer fortgesetzten Differenzierung, die die verschiedenen Ordnungen des Symbolischen aus immer neuen und anderen Figuretionen (Metaphern und Metonymien) hervorgehen lassen.

Der Irrtum des Vergleichs liegt also in Wahrheit hier: Digitale Netze funktionieren weder progressiv noch repressiv, vielmehr bilden sie Systeme einer Selbstgouvernementalität, die zu einer bestimmten, nämlich entscheidungslogischen Form des Gebrauchs abrichten. Die Utopie der Partizipation impliziert dann die Praxis einer Ludifikation, die das Zerrbild jener emphatischen Hoffnungen bilden, die Derrida als die »Bejahung« des »Spiels« feierte, das von der Tyrannei jedes Zentrum befreien sollte.²⁷ Die eigentliche Provokation der philosophischen Frage nach der Medialität, die darin besteht, im Denken noch dasjenige zu denken, was es ›ver-mittelt‹ und die ›Vermittlung‹ stiftet, nämlich die Herkunft des ›Als‹ und seiner Modalitäten, wurde so bereits im Ansatz erstickt. Ja, der Coup

Peeters, *Derrida. Eine Biographie*, Frankfurt/M. 2013, S. 312. Die Identifikation des Schrift-Paradigmas mit dem digitalen Code liegt auf der gleichen Ebene.

²⁶ Siehe dazu die weiterführende Kritik in: Dieter Mersch, *Ordo ab chao*, a. a. O., S. 67 ff., 79 ff., 84 ff.

²⁷ Jacques Derrida, »Die Struktur, das Zeichen und das Spiel im Diskurs der Wissenschaften vom Menschen«, in: ders., *Die Schrift und die Differenz*, Frankfurt/M. 1972, S. 422–442, hier: S. 441. Zur Verbindung von Digitalität und Ludifikation siehe Dieter Mersch, »Pro-Grammata. Einige Überlegungen zu einer Theorie der Programme«, in: ders., Joachim Paech (Hg): *Programm(e)*, Zürich/Berlin 2014, S. 461–486.

des ›Technizismus‹ beruhte geradezu auf der Kupierung des Philosophischen im Namen von Technikanalyse und ihres ›Materialismus‹, die wiederum nur den letzten und geringsten Teil ihrer langen Historie abdeckte. In der Tat liegt eine der maßgeblichen Fehlleistung der an Irreführungen nicht eben armen Geschichte der Medientheorie der letzten dreißig, vierzig Jahre vielleicht hier: Verstellung oder besser: ›Ver-Setzung‹ des Medialen an einen unzureichenden Ort, der dessen Fraglichkeit zugleich eskamotierte – wie sich überhaupt das Problem ergibt, wie sinnvoll von einer *konstitutiven Mitte*, einer *Differenz als Tertium*, das die klassischen Dichotomien immer schon durchquert hat, im Kontext eines logischen Binarismus gehandelt werden kann, der immer schon dabei ist, sämtliche überwunden geglaubten Dualismen wiederauferstehen zu lassen.

Offenbar wäre also tiefer anzusetzen und noch einmal im Rückgang auf das sprachliche Schema des ›Etwas als etwas‹ dasjenige aufzudecken, was das ›Als‹ medial allererst konstituiert. Wird es – zunächst – als Konjunktion verstanden, dessen relationale Form in der Identität einer Differenz besteht, bleibt aus, was diese ›auf-stellt‹ und ›er-möglicht‹. Auch zeigt sie sich, je nachdem, ob sie visuell, linguistisch oder technisch etc. vollzogen wird, ob sie im Modus einer Darstellung, Übersetzung oder Ähnliches geschieht, je anderes. Denn es macht einen Unterschied, ob ›etwas als etwas‹ im Akustischen oder Visuellen aufscheint, ob es numerologisch mystifiziert oder durch eine abstrakte Rechnung erstellt, ob es im Materiellen repräsentiert oder mittels semiotischer Verknüpfungen generiert und operativ transformiert worden ist: Jedesmal ergibt sich eine andere Beziehung und damit auch eine andere Modalität von ›Als‹. Kurz: In der Formel des ›Etwas als Etwas‹, worin sich die philosophische Bestimmung kristallisiert und worauf sich die gesamte Überlieferungsgeschichte von Metaphysik beschränkt hat, fällt heraus, dass die Konjunktion von etwas *als* etwas nur *im Modus von etwas anderem*, d. h. *durch* (dia/per) ein Anderes präzisiert und verwirklicht werden kann. In der Auslassung des *Durch*, dem Übersehen seines spezifischen Wertes und Einflusses, der der ›Als‹-Funktion etwas Entscheidendes hinzufügt, es modelliert oder transformiert, *enthüllt sich die ganze Medienvergessenheit der bisherigen Philosophie*.

5. Synkategoriematische Struktur des Medialen

Die Brisanz dieser Vergessenheit, wie auf der anderen Seite die Erinnerung an die Notwendigkeit einer solchen Hinzufügung besteht nun darin, dass wir so stillschweigend *von einer konjunktionalen Ordnung zu einer präpositionalen übergegangen sind*. Es ist diese präpositionale Ordnung, ihre spezifische Relationalität

und performative Modalität, die – und zwar vermöge einer Aufweisung, einer Darstellung, der Sichtbarmachung eines Ereignisses oder dem Akt einer Übersetzung usw. – für die eigentliche Vermittlung sorgt. Das gilt bereits für die einfache sprachliche Aussage, den propositionalen Satz, der *durch* (dia/per) die Kopula Subjekt und Prädikat miteinander verknüpft und *dadurch* (dia/per) dessen Spezifikation vornimmt. Nicht alle Sprachen verfügen über die Kopula ›ist‹, die aufgrund ihrer Mehrdeutigkeit mit der Identität (oder Gleichheit) zugleich ein ›Sein‹ postuliert. Es ist somit eine *bestimmte* Sprache (oder Sprachfamilie), die die eigentliche Determination *durch* (dia/per) die Prädikation besorgt und so alternative Verständnisse verbirgt. Die einseitige Auszeichnung der Prädikation wird zudem noch deutlicher, wenn wir zu anderen medialen Formaten wechseln, etwa zur Bildlichkeit als einer Konstellation aus Farben, Linien und Kontrasten, welche *durch* (dia/per) die Art ihres ›con-stellare‹, ihrer ›Zusammen-Stellung‹ Etwas, eine Figur oder einen Gegenstand auf einzigartige Weise *als diese* zur Anschauung bringt.²⁸ Das ›Als‹ nimmt dabei den Status einer Singularität ein: Kein Bild vollzieht eine begriffliche Verallgemeinerung, vielmehr führt es immer nur ein *Einziges* vor, selbst wenn es dabei um eine Kopie oder eine technische Reproduktion geht. Der Umstand ist dem Preis der Visualität geschuldet, denn die Wahrnehmung adressiert jeweils ein *Dieses*, das aufgrund seiner materiellen Grundlage der Wiederholung entbehrt. Auch wo unzählige Bildschirme ›das Gleiche‹ wiederzugeben scheinen, zeigen sie nicht ›dasselbe‹, weil keine technische Anordnung der anderen gleicht. Und wo wir, um ein anderes Beispiel zu wählen, zur Rechnung übergehen und ›Etwas‹, z. B. eine wohlunterschiedene Menge aus Zahlen, einem mathematischen Verfahren unterziehen, bekommen wir es im Resultat mit einem anderen ›Als‹ zu tun, nämlich einem, das durch die Regeln einer logischen oder syntaktischen Transformation hindurch gegangen ist.

Wenn wir demnach bei der ›sprachlichen Als-Funktion‹ und der Logik der Prädikation als der elementaren philosophischen Operation einsetzen, so bildet diese doch immer nur *einen* Fall, *ein* Beispiel unter vielen, das zudem die Determination privilegiert, denn beim Medialen haben wir es stets mit einem Pluralismus zu tun. Anders gewendet: Das ›mediale Als‹, d. h. die Darstellung von etwas als etwas, seine Sichtbarmachung als etwas oder seine Berechnung mit diesem oder jenem Resultat, offenbart sich in unterschiedlichen Modi, die das Urteil oder die Aussage immer schon modifiziert haben wird. *Medienphilosophie bedeutet diese Ausweitung der Sichtzone*: Jenseits des philosophischen Präjudiz der Sprache als

²⁸ Vgl. dazu unsere Überlegungen zur Grundlegung einer Bildphilosophie in: Dieter Mersch, »Sichtbarkeit/Sichtbarmachung. Was heißt ›Denken im Visuellen‹?«, in: Fabian Goppelsröder, Martin Beck (Hg.), *Sichtbarkeiten 2: Präsentifizieren. Zeigen zwischen Körper, Bild und Sprache*, Zürich/Berlin 2014, S. 19–71.

Kardinalmedium des Denkens gibt es noch *andere mediale Denkformen*, wie sie mindestens für die basalen Grundformate der Schrift, des Bildes, der Zahl und des Tons reklamiert werden müssen.²⁹ Sie stoßen weitere Denkräume auf, die die Urteils- und Diskursauszeichnung der überlieferten Philosophie transgredieren.

Erweitert man also das Etwas-als-Etwas um die Dimension des ›Durch‹ (dia/per), sind wir folglich, bezogen auf die zugrunde liegende Relation, *mit unterschiedlichen Modalitäten des ›Als‹* konfrontiert, die den Horizont der Bestimmung ebenso durchkreuzen wie vervielfältigen.³⁰ Wir hatten zudem herausgestrichen, dass der propositionale Satz, wie er die klassische Logik beherrscht, die konjunktionale Beziehung in eine funktionale umschreibt und vereindeutigt: Aus ›Etwas als etwas‹ wird ›Etwas ist etwas‹. Die Umschrift macht aus der Konjunktion, die unterschiedliche Möglichkeiten einer Verbindung zulässt, insoweit *etwas anderes*, als sie in die Differenz, die ihr vorausgeht, eine Gleichung einträgt. Entsprechend wird die ›Prä-Position‹ in eine ›Pro-Position‹ umgemünzt, dessen

²⁹ Vgl. hierzu bereits Dieter Mersch, »Wort, Bild, Ton, Zahl. Modalitäten medialen Darstellens«, in: ders. (Hg.), *Die Medien der Künste*, München 2003, S. 9–49

³⁰ Kürzlich hat Bruno Latour mit Blick auf Etienne Souriau einen verwandten, aber irreführenden Versuch unternommen: siehe Latour, »Reflections on Etienne Souriau's *Les différents modes d'existence*«, in: Levo Bryant, Nick Srnicek, Graham Harman (Hg.), *The Speculative Turn. Continental Materialism and Realism*, Melbourne 2011, S. 304–333. Entgegen der gesamten philosophischen Tradition, welche allein einen einzigen Modus der Existenz, nämlich die Identität der Substanz auszeichnete, um in unterschiedlichen Kategorien über sie zu sprechen, sucht er verschiedene Modalitäten des Seins im Sinne eines Multirealismus zu rechtfertigen, ohne sie von vornherein auf ihre Bestimmung bzw. ihr ›Wissen‹ festzulegen: »Now we can understand why classical philosophy was never able to cash in on multiplicity except by attaching multiple predicates to one and the same substance: it never realized that it could grasp knowledge as a *separate* mode of existence. This is why Aristotle, for instance, can think that he is speaking of different categories of being, even though he never escapes from a single mode of interrogation: knowledge. It is also why Kant, when setting up his own table of categories centuries later, does not imagine for a moment that they are all in the same ›key, such that this multiplicity of approaches leads to the one never-ending *libido sciendi*. The epistemic mode of existence has always been exaggerated, always made out to be the one mode that asks for all beings nothing other than how they can be *known*.« (S. 320) Allerdings bleibt unklar, was mit ›Modalität der Existenz‹ genau gemeint ist. Einerseits verweist Latour ebenfalls auf eine präpositionale Modellierung der Proposition, wenn er – mit Souriau – die Frage stellt, »in how many different ways can we say, that a being exists« (S. 308), andererseits bestreitet er explizit, dass es um eine Vervielfältigung der Rede geht (S. 320). Allerdings enthält die Fragestellung bereits einige problematische Prämissen: (i) Erstens, ›Auf wie viele Weisen können wir sagen ...‹ impliziert die Möglichkeit einer Aufzählung, die der Ordnung der Zahl unterliegt. Das System der Ordinalzahlen wiederum setzt Einheiten (1, 2, 3, ...) wie auch die Identität der Unterscheidung voraus, mithin die Struktur der Logik als Grundlage der Zählung, wohingegen die präpositionale Relationalität, die das *Als* durchquert, um es zu vervielfältigen, unbestimmt bleibt. (ii) Zweitens

›Setzung‹ auf ihre Wahrheit hin überprüft werden kann – denn das ›Ist‹ verleiht dem Etwas ein ›Sein‹, ohne wiederum zu spezifizieren, *wie* verbunden wird: ob es sich z. B. um eine Behauptung, eine ›Fest-Stellung‹, einen Hinweis oder eine ganz andere mediale Form handelt. Daher die hartnäckige Bevorzugung der Repräsentation oder des Symbolischen im philosophischen Diskurs: Sie entspringen dem Dogma einer eindeutigen funktionalen Zuordnung, die die Vieldeutigkeit der Relation tilgt und semiotisch entweder als dyadische, triadische Figur oder, wie im Falle des Strukturalismus, als komplexe Matrix oder ›Algebra‹ notiert. Sie tilgt den ›Unter-Schied‹ des ›Als‹ und reduziert damit deren Offenheit. Zwar erlaubt sie unterschiedliche Auslegungen, sei es als Bezeichnung, als Kausalreihe oder Zweck-Mittel-Relation, doch unterschlägt die Kopula jede performative Modalität, wie sie durch Illokution oder Perlokution und im Besonderen durch die Praktiken des *Durch (dia/per)* in das diskursive ›Als‹ hineinkommt. – Aus dieser Unterschlagung zehren im Übrigen die typischen philosophischen Einseitigkei-

spricht Latour von Arten des Sprechens und befindet sich damit immer schon auf der Ebene des Diskurses. Die präpositionale ›Grammatik‹ der Rede betrifft folglich die Modalitäten der Bezugnahme, d.h. immer auch Faltungen des *Symbolischen* und *nicht der Existenz*. (iii) Indem Latour von ›Arten der Existenz‹ bzw. des ›Seins‹ (*modes of saying that being exists*) handelt, hat er sich bereits für eine Ontologie, statt einer Epistemologie entschieden. Letzteres erweist sich jedoch als nicht konsistent durchführbar, weil offensichtlich die Modalitäten des Seins erst auf der Ebene der »ways of saying« erscheinen und im Bereich des Epistemischen adressierbar sind. Tatsächlich ergibt sich hier der strittige Punkt: Einerseits vergleicht Latour die präpositionalen Modi mit den Artikulationsformen der Semiotik bzw. den Performativa der Sprechakttheorie, sodass sie Flexionen des ›Als‹ bilden, andererseits beschreiben die Modi angeblich Instaurationen im Sinne eines »coming into existence«. Immer wieder wird überdies betont, dass »(i)nstauraton and construction are clearly synonyms« (S. 310) bilden; gleichzeitig wird behauptet, dass es um die »modes of beings themselves« gehe und nicht um deren Aussagbarkeit: »Now, multirealism would like to explore rather different modes of existence than the sole action of saying several things about the same being.« (S. 312) Die Verwirrung entsteht u. E. dadurch, dass Latour nicht hinreichend zwischen jenen Philosophien, die Denken und Sein strikt scheiden (und damit repräsentationslogisch argumentieren), und solchen, die wie Kant oder die philosophische Hermeneutik bzw. Konstruktivismus und Strukturalismus Denken bzw. Sprache, Zeichen, eine symbolische Ordnung etc. und Sein zusammenbinden, trennt. Für Souriau dagegen scheint klar, dass allein durch disparate Diskurse hindurch der »Name der Existenz« differieren kann, sodass es sich eher um eine Fortsetzung des Kantischen Projekts handelt, weil die Entdeckung der Modalitäten von unserer Bezugnahme bzw. unserer Erfahrung und Rede abhängt, worauf auch früh Luce de Vitri de Maubrey aufmerksam gemacht hat: vgl. de Virtry Maubrey, »Etienne Souriau's Cosmic Vision and the Comming-into-its-own oft he Platonic Other«, in: *Man and World 18* (1985), Nr. 3, S. 325–345. So wäre eher, statt von einer multimodalen Ontologie auszugehen, von einer Pluri-Modalität der *Episteme* zu sprechen, die die Aussage-Funktion durch die präpositionale Relation selbst noch aufrennt und in die Vielzahl der Möglichkeiten (S ›als‹ P) in Q / durch Q / aus Q / für Q etc. entfaltet.

ten und Zuspitzungen wie der Nominalismus, der physikalische Determinismus, die Hermeneutik oder auch die strukturelle Semiologie: Sämtlich subsumieren sie das konjunktionale ›Als‹ unter eine propositionale, hermeneutische oder semiotische (bzw. semiologische) Ordnung, die das Mediale allenfalls in deren Vorhof verbannen. Nicht nur scheint sich dann der Medienbegriff überhaupt mit dem Zeichenbegriff zu decken, sodass manche Semiotiker, wie z. B. Max Bense, dazu neigten, in der Zeichenrelation den *Zeichenträger*, d. h. seine *Materialität*, mit der Position des *Medialen* zu überschreiben³¹, wie umgekehrt auch manche Medientheoretiker, etwa Flusser oder Kittler, dazu neigten, die verschiedenen semiotisch rekonstruierbaren *Codierungssysteme der Kommunikation* oder die *strukturellen Ordnungen des Symbolischen* mit medialen Formatierungssystemen und der »Universellen Diskreten Maschine« (UDM) zu identifizieren.³²

Abermals liegt hier die Verkennung darin, dass eine solche Engführung trotz aller kritischen Intervention weiterhin der Stellung der Referenz den uneingeschränkten Vorzug erteilt, sodass das Mediale von seinem Resultat, der jeweiligen Operativität oder Aufzeichnungs- und Übertragungsleistung, d. h. von einer Regel oder Syntax her erschlossen wird: Man denke an die Diskussion um die Fotografie und ihrem Verhältnis zu Dokument und Archiv oder an die Filmtheorie, die sich zumeist darin erschöpft, den Plot wiederzugeben und ein paar ästhetische Strategien aufzuzählen. Auf ganz ähnliche Weise wird beim Bild auf das Dargestellte geachtet, beim Text auf die Figuralität oder das Narrativ und bei der Information auf die Botschaft. Man wird auf diese Weise das Problem der Repräsentation nicht los; ja sogar noch dessen Kritik oder die sogenannte »Krise der Repräsentation« hält dessen ontologisches Gerüst wach, sodass sich der Ertrag der ›Medien-Wissenschaften‹ und ihrer Theoriebildung zum großen Teil in einer nicht enden wollenden Serie von Form- oder Inhaltsanalysen, vorgeführten Geschichten und technologischen Zaubertricks erschöpft.

Die These lautet demgegenüber, dass das Mediale etwas davon radikal Verschiedenes nennt, etwas, das weder im Semiotischen, noch in der Übertragung oder im Technischen aufgefunden werden kann, was aber die Determination imprägniert und mit der scheinbaren Neutralität der Darstellung, der Repräsentation oder Berechnung bricht. Es geht in die Signifikation mit ein, ohne selbst bedeutend zu sein, und zwar als Ermöglichung deren Ordnung und Bedingung ihrer operativen Struktur. Etwas *als* etwas bestimmen, darstellen, aufzeigen oder berechnen geht nicht in dem auf, was vermöge einer Bestimmung, Darstellung

³¹ Vgl. Max Bense, *Semiotische Prozesse und Systeme in Wissenschaftstheorie und Design, Ästhetik und Mathematik*, Baden Baden 1975, S. 35.

³² Vgl. zur kritischen Auseinandersetzung die entsprechenden Kapitel in: Dieter Mersch, *Medientheorien zur Einführung*, Hamburg 2006.

oder Berechnung bezeichnet wird und worauf diese referieren, vielmehr verhält sich die Mediation quer zu ihnen: als *Modalität* der *Signifikation*, *durch* (dia/per) die sie immer schon modifiziert und abgewandelt worden ist – denn eine Abbildung zeigt sich stets *im Modus* einer bestimmten Darstellungsweise, wie eine Geschichte sich *im Modus* einer spezifischen Erzählstrategie oder den Verfahren ihrer Zerteilung oder Fragmentierung zu verstehen gibt und ein Argument, je nach Platzierung oder rhetorischem Einsatz, *im Modus* seiner performativen *Figuration* allererst seine Begründungskraft entfaltet.

Wir kehren damit unter der Hand zur Frage der *Präpositionalität* und ihrer *spezifischen relationalen Struktur* zurück, die in die Konjunktion eingeht, sie verwandelt und nicht wieder auf die Funktion der Kopula reduziert werden kann. Denn Präpositionen erweisen sich als wunderliche Ausdrücke, die im Satz, in der Sprache nicht eigentlich selbst etwas besagen, sondern mit dem ausgedrückten Sinn *etwas tun*.³³ Sie vermögen darum auch nicht für sich alleine zu stehen, sondern sind von jenen Satzteilen abhängig, die sie miteinander verfugen, um in sie eine Verschiebung einzutragen. Zwar fußen sie, wie Zeichen, auf Relationen, doch *nicht* auf solchen, die etwas *bezeichnen* oder *bedeuten*, sondern die *Lokalitäten*, *Richtungen* oder *zeitliche Folgen anzeigen* und damit deren *Anordnung* spezifizieren. Die älteren Logiken haben sie deshalb, wie ebenso die Konjunktionen und andere Partikel, den *Synkategoremata* zugerechnet – Worten also, die *zwischen* Nomen und Verben als den eigentlichen *Kategoremata* oder Bedeutungsträgern *Verhältnisse stiften* oder Vermittlungen vornehmen und sie damit transformieren. Noch Husserl diskutierte sie in seinen *Logischen Untersuchungen* als »unselbständige Bedeutungen«, die diese Eigenschaft mit den Flexionsprä- und Suffixen teilen, die ihrerseits häufig Präpositionen entstammen – verweisen sei auf Wortfügungen wie ›Vor-Gängigkeit‹, ›Mit-Sein‹, ›Durch-Kreuzung‹ oder ›Unter-Teilung‹.³⁴ Ihr ›Sinn‹ ergibt sich folglich nur im Modus ihrer Relation, weshalb sie die Grammatik des Priscian, die für alle weiteren Grammatiken grundlegend geblieben ist, auch als »consignificantia« gekennzeichnet hat.³⁵ D. h. sie erweisen sich als Mitbezeichnende, wobei erneut die Präposition ›con‹ bzw. ›cum‹ oder ›mit‹ ausschlaggebend wird, die sich im Präfix verbirgt und deutlich macht, dass sich Präpositionen nur durch andere Präpositionen erläutern lassen.

³³ Vgl. Peter Bexte, »Vorwörter. Bemerkungen zu Theorien der Präpositionen«, in: Jan-Henrik Möller, Jörg Sternagel, Lenore Hipper (Hg), *Paradoxalität des Medialen*, München 2013, S. 25–40, S. 26. Auf die besondere Rolle der Präpositionen für die Modellierung von Bezugnahmen weist bereits William James, *Essays in Radical Empiricism*, New York 1912, hin. Ein Plädoyer für die Präposition enthält ebenso Michel Serres, *Aufklärungen. Fünf Gespräche mit Bruno Latour*, Berlin 2008.

³⁴ Edmund Husserl, *Logische Untersuchungen*, Tübingen 1968, IV. Untersuchung § 4, S. 304 sowie bes. §§5 ff., S. 305.

³⁵ Bexte, Vorwörter, a. a. O., S. 29 f.

6. Negativität des Medialen

Was hat das mit dem Medialen und der Mediation zu tun? Als *consignificantia* oder Mitbedeutende modifizieren Präpositionen den Sinn, ›ver-wenden‹ ihn und tragen in die Bestimmung etwas anderes, einen anderen Aspekt bzw. eine ›gefaltete‹ Seite ein. Das trifft insbesondere für die Ausdrucks- oder Darstellungsweise zu, die zu jeder Bestimmung und ihrer Symbolisierung gehört und ihr eine zusätzliche Note, eine Ergänzung oder einen anderen Modus auferlegt. Das Mediale, so behaupten wir, hat genau dort seinen Ort: Es bindet das ›Was‹ der Bestimmung an disparate Modalitäten, an die vielfachen Möglichkeiten des ›Wie‹, und zwar auf eine selbst untrennbare Weise. Kein ›Was‹ kommt ohne ein ›Wie‹ aus, wie kein ›Als‹ ohne dessen unterschiedlichen Fassetten seine Funktion übernehmen kann; ja Bestimmungen oder Signifikationen lassen sich nur zureichend dort explizieren, wo jeweilige Modalitäten des Medialen, die in sie ununterscheidbar eingewoben sind, mitbedacht werden. Es reicht also nicht aus, in der sprachlichen Bestimmung – und das gilt genauso für andere mediale Formate, für das Bild nicht weniger wie für Diagrammatiken, für filmische Erzählungen oder mathematische Rechnungen – allein das ›Als-was‹ zu thematisieren, vielmehr wird jedes ›Was-sein‹ noch einmal durch ein ›Wie-sein‹ geschnitten.

Das lässt sich auch so ausdrücken: Die Differentialität des ›Als‹, sein ›Dazwischen‹, das durch die logische Umschrift zum propositionalen Satz zu gleichen Teilen eine Vereindeutigung wie eine Reduktion erfährt, beinhaltet in sich schon mehrere Hinsichten oder Schichten, die *durch* (dia/per) den Modus ausgedrückt werden und aus der ›Als‹-Bestimmung einen Pluralismus machen. Die relationale Differenz des ›Als‹, seine Spaltung und Verdopplung im ›Etwas als etwas‹ wird so nochmals durch eine Anzahl querlaufender Differentialitäten zerteilt: Eine Spaltung *in* der Spaltung oder Verdopplung *in* der Verdopplung, sodass sich das ›Als‹ selbst wandelt, auffächert, in eine Streuung von Modalitäten ausspreizt und für seine Nichteindeutigkeit, seine ›Nicht-Identität‹ sorgt, um aus der Bestimmtheit zugleich eine Unbestimmtheit zu machen. Ihre Teilung ›faltet‹ die Bestimmung wie die Repräsentationen oder das Symbolische auf und ›ver-vielfältigt‹ ihren Sinn, verweigert ihre Ankunft. Der Sinn bildet demnach nichts Einfaches, keine schlichte Konjunktion zwischen Nomen und Adjektiven, die nicht weiter befragt werden braucht, vielmehr eröffnet sich ›zwischen‹ ihnen ein duplizitäres Feld, das durch eine Komplexität, eine Aufteilung oder Verschränkung zwischen dem Medialen und dem Symbolischen charakterisiert ist, welches die Signifikation, die Bedeutung allererst *als solche formatiert*.

Nicht länger gehorcht folglich die ›Als‹-Funktion der determinativen Ordnung der Prädikation oder des propositionalen Satzes, sondern öffnet sich zu einem Feld ›per-formativer‹ Möglichkeiten. Sie zeigt dann stets *mehr* und anderes an,

wird buchstäblich zu einem anderen ›Als‹, zu *etwas Anderem als ›Als‹*. Medienphilosophie nimmt von dort ihren Weg in *eine alteritäre Episteme*. Das bedeutet auch, dass sich das *ti estin*, das Aristotelische ›was ist das‹, durch keine Metaphysik beherrschen lässt, ohne zugleich die ›Ur-sprünglichkeit‹ des Medialen bereits mit angezeigt zu haben. ›Was ist‹ ergibt sich erst *durch* (dia/per) ein ›Wie ist‹, das das ›Was‹ schon tingiert, umgestimmt und transferiert haben wird. Das ›Wie‹ streut das ›Was‹ gleichsam in unterschiedlichen Richtungen, indem es die Bestimmung wie auch das Symbolische immer wieder versetzt oder ›trans-poniert‹. Weil das ›Was‹ allenfalls in den verschiedenen Modi des ›Wie‹ angesprochen und wahrgenommen oder interpretiert werden kann, erweist sich das Mediale selbst als eine *conditio sine qua non*, d. h. in Bezug auf die Repräsentation oder das Symbolische als ein *Unentbehrliches*, von welchem wir behaupten, dass die Philosophie bislang versäumt hat, es angemessen zu durchdenken. Es kann nicht verneint noch ausgeschlagen werden – sodass sich die philosophische Reflexion, indem sie sich allein dem ›Als-was‹ zuwendete, um daraus die ganze Kette des Seins abzuleiten, einer wesentlichen Verkürzung schuldig machte. Hingegen erweist sich unter dem Eindruck des Medialen die Bestimmung als ein ebenso Verhülltes wie Unentscheidbares: Produkt einer gleichzeitig medial wie symbolisch strukturierten Signifikation, die kraft ihrer Modalität stets nur eine Falte oder Möglichkeit ansichtig werden lässt und ihre Sistierung, ihre ›Fest-Stellung‹ als Identität verweigert. Und wie es darüber hinaus kein Mediales ohne ihre Manifestation *in* einer Materialität gibt, die sie trägt und austrägt, um ihr im selben Moment eine Grenze aufzuerlegen, vermag sich auch keine Bedeutung oder Repräsentation je selbst zu erfüllen, weil an ihnen beständig ein Anderes haftet und arbeitet. Sie hat sie von Anfang an im Wortsinne ›ent-stellt‹ – mit nichts anderem als ihrem Widerschein oder Nachgang beschäftigt sich das Projekt einer *Posthermeneutik*.³⁶ Daraus folgt als weitere Konsequenz, dass zwar das Mediale als unverzichtbarer Teil der Bestimmung und ihrer Symbolisierung anzuerkennen ist, dass es aber nicht selbst wieder durch die Bestimmung bestimmt oder durch die Symbolisierung symbolisiert werden kann: Es ist stets *woanders*. Teil der Aussage, ohne von der Aussage ausgesagt zu werden, Teil der Darstellung als nicht wieder durch sie Darstellbares, geht es ihnen voraus und konditioniert sie, um sich im gleichen Augenblick wieder zurückzuziehen und sich unkenntlich zu machen. Kein Modus erschließt sich selbst, wie auch das ›Wie‹ im ›Was‹ nicht aufgedeckt und erläutert werden kann. Es duldet nicht selbst wieder eine Bezeichnung, weil es die Bezeichnung hervorbringt; bestenfalls weist es sich *in ihr* auf, ereignet sich als ein *Zeigen*.

³⁶ Dieter Mersch, *Posthermeneutik*, Sonderband der Deutschen Zeitschrift für Philosophie, Berlin 2010.

Medienphilosophie, die man verächtlich als eine »vorübergehende Sache« herunterzuspielen versucht hat,³⁷ demonstriert darin ihre Unumgänglichkeit. Alle Philosophie verlangt, wo sie im *Diskurs* steht und des *Diskurses* oder der *Inskription* bedarf, um sich verständlich zu machen, einer *Philosophie des Medialen*, die mit der Diskursivität des Diskurses zugleich bricht. Sie ist das noch nicht angekommene Kommende, das aus keinem ihrer Reflexionen abgezogen werden darf, ohne ihnen einen entscheidenden Anteil zu rauben. Dazu gehört neben der Rekonstruktion der engeren sprachlichen Mittel, der Grammatik und Rhetorik, wie sie bereits Herder gegen Kant geltend gemacht hat, gleichfalls ihre Manifestation in der Schrift, wie es eindringlich Derrida gefordert hat. Dass in den meisten Philosophien bis an die Schwelle des 20. Jahrhunderts die Medialität *ihrer* Mediums, die Sprache, weitgehend unberücksichtigt geblieben oder sogar ausgeblendet worden ist, bildet ihr *Skandalon*, das Unzureichende ihrer Überlieferung, woran sich Medienphilosophie entzündet. Dennoch genügt ihre Erweiterung um den *linguistic turn* und die *Grammatologie* nicht. Neben der Sprachlichkeit der Sprache, der Diskursivität des Diskurses und der Schriftlichkeit des Textes treten andere mediale Elemente, angefangen bei den zahlreichen paratextuellen Anordnungen, die ihre Textur flankieren, den Weisen des Zitats sowie den uferlosen Reichen der Fußnote bis zur Diagrammatik der Argumentation und dem Akt des Schreibens selbst, seiner ebenso instituierten wie theatralen ›Szene‹. Wurde der in der Geschichte des philosophischen Denkens stupende, beinahe ignorante Vorbehalt gegen das Mediale erst im Verlauf der Moderne durch Rekurs auf dessen genuine Skripturalität und Linguistizität ausgeräumt, behält er freilich seine Latenzen weiterhin in Bezug auf das Ikonische, den Körper und das Performative, deren Einbeziehung erst in jüngster Zeit durch die entsprechenden ›turns‹ besorgt worden ist.

7. Die Frage der Transzendentalität

Was also Medienphilosophie der philosophischen Tradition hinzufügen vermag, ist nicht nur der Sinn für die unhintergehbare Mitgängigkeit des Medialen, sondern gleichfalls auch für dessen transformatorische Kraft. Es sind immer zwei Ordnungen, zwei ›Logiken‹, die im ›Als‹ am Werk sind: Das Symbolische und die Signifikation einerseits, wodurch ›Etwas als etwas‹ lesbar wird, sowie anderer-

37 Vgl. Martin Seel, »Eine vorübergehende Sache«, in: Stefan Münker, Alexander Roesler, Mike Sandbothe (Hg.), *Medienphilosophie. Beiträge zu einer Klärung des Begriffs*, Frankfurt/M. 2003, S. 10–15.

seits das Mediale, das das ›Als‹ faltet und ›ver-ändert‹, um dem Lesbaren immer andere, nicht zur Gänze beizukommende Aspekte aufzuerlegen. Es liegt nahe, diese Unhintergebarkeit als ›Transzendentalität‹, als nicht nur historisches, sondern systematisches ›Medienapriori‹ auszuweisen, wie es vielfach geschehen ist, doch bleibt diese Charakterisierung ungenau, weil sie nicht mit jener ›Bedingung der Möglichkeit‹ verwechselt werden darf, die wir im Kantischen Apriori vorfinden, das methodisch am Status *reflexiver Rekonstruktion* hängt. Keineswegs bekommen wir es mit einem Subjekt zu tun, das sich selbst inne wird, vielmehr lediglich mit einer *conditio*, deren Wirkung gleichsam regionaler Art ist. Ihre Bedingung impliziert deshalb auch keine ›Un-bedingtheit‹, die komplette Abwesenheit eines Medien-Anderen, wie man im Anschluss an die Derridasche *Grammatologie* gefolgert hat, einer Medialität ohne Außen, die ihre Analysierbarkeit verwehrte, sondern bedeutet ein *Mitkonstituierendes*, das in die Bestimmung oder das Symbolische implizit eingeht und es ›umprägt‹. Zwar erweist sich das Mediale als eine nicht auszusetzende Voraussetzung, doch liegt die Betonung weniger auf einem Konstituens als – im Sinne Nietzsches – auf dem ›Mit‹, seiner ›Mitte‹ und ihrer beharrlichen Arbeit einer ›Vermittlung‹. Auch aus diesem Grunde erscheint es weiterhin sinnvoll, in der Philosophie vom Ereignis auszugehen und der Spur seines ›Zuvorkommens‹, der ›Ex-sistenz‹ nachzugehen, denn die Prägekraft des Medialen wird erst dort relevant, wo wir es mit Signifikanzen, d. h. mit dem Symbolischen und seinen Bedeutungen zu tun bekommen, sodass sich ein ›mediales Apriori‹, wollte man es dennoch in Anschlag bringen, wie auch die sprachliche Bestimmung selbst, immer schon in einer *unabdingbaren Sekundarität* und *Abwesenheit* hält.

Wenn man daher an der Kategorie des Transzendentalen festhalten wollte, ließe sich allenfalls eine ›negative Transzendentalität‹ konstatieren. Sie geht mit der *Negativität des Medialen* konform. Deswegen bestehen wir auf einer ›negativen Medienphilosophie‹:³⁸ Kein Medium verfügt über seine Medialität, vielmehr verwehrt sich das Mediale seiner eigenen Mediation. Als Mitgängiges, das die Darstellung formiert, bleibt es dieser immanent, um sich im Dargestellten auf immer zu entziehen. Notwendig verstrickt sich deshalb das Postulat einer restlosen medialen Konstruktivität in den Widerspruch, sich nicht mehr selbst verständlich machen zu können, vielmehr bleibt das Mediale unter dem Gesichtspunkt seiner Bestimmung *Als-was* eine paradoxe Kategorie. An Medien haftet die Besonderheit, in ihrem jeweils Mediierten selbst unterzugehen, wie andererseits das Mediale dort hervortritt, wo die Mediation scheitert. Es ist darum zu wenig,

³⁸ Siehe insb. meine einleitenden Überlegungen in: Dieter Mersch, »Tertium datur. Einleitung in eine negative Medientheorie«, in: Stefan Münker, Alexander Roesler (Hg), *Was ist ein Medium?*, Frankfurt/M. 2008, S. 304–321.

nur Texte zu lesen oder Computerspiele zu spielen, um etwas über deren mediale Spezifik in Erfahrung zu bringen, auch wenn eine solche Erfahrung ohne deren Lektüre oder Anschauung unmöglich bliebe. Und dennoch beruht die Eigenart des Medialen darin, in dem zu verschwinden, was die Mediation leistet: So hält der Film die Ausstellung seiner technischen wie filmischen Mittel um der Realisation der Diegese willen zurück, wie ebenfalls optische Geräte das Okular, das eine ferne Sternkonstellation oder eine mikroskopische Feinstruktur sichtbar macht, nicht selbst zu erkennen geben. Daraus leitet sich die *systematische Aporie der medialen Relation* ab: das, was die Bestimmung anleitet, was eine Sichtbarkeit erlaubt oder eine Darstellung fundiert, bleibt im jeweils Bestimmten, Sichtbargemachten oder Dargestellten selbst undarstellbar – wie überhaupt das Mediale seine Funktion in der Auslöschung und sein Erscheinen im Sturz, der Störung oder Dysfunktionalität findet. Der Befund lässt sich auch umdrehen. Das Mediale kann nicht durch sich selbst objektiviert werden, sowenig es durch die Summe der Formen, die es erzeugt, erschließbar wäre, denn kein Medium kann *als* Medium Gegenstand seiner selbst werden. Wir stoßen hier auf das gleiche Versagen einer Totalisierung wie in Bezug auf den Modus, der dem Satz jene spezifische okkasionelle Wendung erteilt, die ihn im Praktischen allererst situiert, doch seinerseits nicht vom Satz ausgesagt werden kann. Das bedeutet auch, dass die Mediation nirgends in sich selbst aufgeht: Stets bleibt ein Rest, eine Auslassung oder Unerfüllbarkeit.

Wird also mit dem Medialen begonnen und ihm den Status einer *conditio sine qua non* zugewiesen, wäre im Gegenzug seine eigene Bestimmbarkeit durchzustreichen. *Stattdessen zeigt es sich in seinen Effekten.* Die Unmöglichkeit lässt sich parallel zur Wittgensteinschen Unterscheidung zwischen »Sagen« und »Zeigen« lesen,³⁹ denn das Sagbare zielt auf das *Was* und *Als-was*, während sich das *Wie*, der Modus in jenen Modifikationen *zeigt*, die sich *durch* (dia/per) die Praktiken des Gebrauchs ins Gesagte einschreiben. Tatsächlich entspricht bei Wittgenstein die genannte Differenz dem Frege-Husserlschen Modus-Problem, die er auf diese Weise im Zeichen der logischen Abbildungs- und Bedeutungsfunktion zu reformulieren trachtete. Mit ihr korrespondiert die Einsicht, dass *einerseits* das Zeigen selbst unsagbar bleibt – denn »was gezeigt werden kann, kann nicht gesagt werden«;⁴⁰ es fügt sich keiner diskursiven Bestimmbarkeit *als was*, sondern positioniert sich quer zur Logik der Aussage und ihren sprachlichen Regimen – wie *andererseits* kein Zeigen mitzeigen kann, worauf es zeigt: Die *Deixis* sperrt sich ihrer Selbsterfüllung. Das hat gleichzeitig zur Konsequenz, dass es im Medialen

³⁹ Ludwig Wittgenstein, *Tractatus logico-philosophicus*, *Kritische Edition*, Frankfurt/M. 1989, vor allem 3.262, 4.022, 4.12–4.1212, sowie 6.12, 6.36 und 6.522: S. 26, 44, 58, 60, 136, 144, 166, 176.

⁴⁰ Ebd., 4.1212.

stets ein durch die Mediation *nicht* Gedecktes, ein *Amediales* gibt. Es gleicht, um mit Deleuze und Guattari zu sprechen, einer »Kerbung« inmitten »glatter« Oberflächen.⁴¹ Deswegen wäre eine Apriorität des Medialen auch nur negativ verhandelbar: *Es löst sich selbst nicht ein*. Notwendig wäre noch von einem Anderen oder Unverfügbaren die Rede. Es bildet im Medialen dessen ›Unbewusstes‹ mit allen Konnotationen einer *Exklusion*, einer Nichteinholbarkeit.

Und dennoch ist entscheidend, dass sich diese Negativität nicht nur in einer Reserve oder Zurückhaltung ausdrückt, sondern seine Kraft zur Aktivität entwickelt. Zug und Entzug gehören hier zusammen: Jenseits der klassischen Ansätze in der Medientheorie, die im Medialen eine Passivität, eine Neutralität erblickten, trägt es in den Sinn immer einen ›Unter-Schied‹ oder Abstand ein. Gemäß der Metapher einer sich überkreuzenden Verdopplung, die sich als Schnitt zwischen einer horizontalen und einer vertikalen Linie vorstellen lässt, geht es um eine *Differenz in der Differenz*, um einen *Chiasmus*, der die Bestimmung noch einmal unter seinen ›Schied‹ stellt und verändert. Man muss dieses Feld von Differenzen, das das ›Als‹ beständig wieder von neuem spaltet, radikal lesen, nämlich als ein *Agens*, das dem Medialen in den Prozessen der Determination seine eigene Stellung zubilligt. Zu Unrecht hat man es wörtlich genommen und mit ›Agenten‹ verglichen, vielmehr bleibt es an ein System von ›Be-dingungen‹ gekoppelt, das der Zweideutigkeit von *Ermöglichung* und *Beschränkung* gehorcht. Weit eher einem Dispositiv vergleichbar, oszilliert es zwischen den Polen, zwischen denen es gleichzeitig seine Grenze findet. Gewiss, Medien bringen hervor, sie arbeiten am Mediierten mit, prägen sich ihm ein und prägen es um, doch nur im Rahmen ihrer eigenen ›Rahmung‹, die die Möglichkeiten des Agens zugleich eingrenzt. Es gibt also eine *actio*, eine mediale ›Ökonomie‹, die das, was sie aufrichtet, im selben Maße zurichtet, und dennoch können wir vorderhand nicht sagen, worin diese Zurichtung besteht oder was sie bewirkt: Sie erschießt sich bestenfalls *indirekt*. Statt also von der »Wahrheit der technischen Welt« – so der Titel einer Kompilation verstreuter Aufsätze Friedrich Kittlers⁴² – zu sprechen, wäre von *formativen Effekten* zu handeln, die das, was sie bezeichnen oder vermitteln, im gleichen Maße zur Erscheinung bringen wie einschnüren und behindern. Wenn also überhaupt von Agenten die Rede sein soll, dann im Sinne *dispositioneller Formative*, die, *durch* (dia/per) ihre Disposition *Etwas als etwas* ebenso konstituieren wie formatieren. Und wollte man dafür Beispiele nennen, wäre an die Fotografie zu denken, die durch Einschreibung ihrer ›Lichtschriften‹ das Wirkliche, das sie abbildet, indexikalisiert und dabei im Moment der Auslösung mannigfachen

⁴¹ Wir erinnern hier an die Unterscheidung zwischen dem Glatten und Gekerbten bei Gilles Deleuze, Félix Guattari, *Tausend Plateaus. Kapitalismus und Schizophrenie II*, Berlin 1992, S. 657–693.

⁴² Friedrich Kittler, *Die Wahrheit der technischen Welt*, Berlin 2013.

Zufällen unterwirft, wie besonders der Schnappschuss, der beinahe willkürliche Schnitte durch die Zeit lehrt: Denn der fotografische Akt, wie Philippe Dubois zu Recht hervorgehoben hat, lässt sich nirgends zur Gänze kontrollieren.⁴³ Ähnliches gilt für das Archiv, für museale Magazine und Bibliotheken, welche ebenso sehr sammeln, ordnen und zur Verfügung stellen wie sie das, was sie aufzubewahren und zur Schau zu stellen vorgeben, dekontextualisieren und einer durch nichts verbürgten Klassifikation unterwerfen.

Gleichwohl scheint nicht ohne weiteres klar, wie diese Effekte beschreibbar gemacht werden können, es sei denn durch eine Symptomatologie, eine analytische Spurenlese oder Ätiologie, deren Verfahren Roland Barthes mit der Anamorphose, dem »Blick von der Seite« verglich.⁴⁴ Vorzugsweise praktiziert ihn die Kunst. Deren Methodik erschließt sich aus der grundlegenden Paradoxalität des Medialen. Denn indem der Modus, den wir mit der ›präpositionalen Relation‹ in Verbindung gebracht haben und der sich nicht nur sprachphilosophisch mit dem Performativen deckt, dasjenige bezeichnet, was sich im Übertragen, Darstellen oder ›Be-deuten‹ stets mit zeigt, ohne selbst bedeutet oder ausgesagt werden zu können, lässt sich Etwas nur *als etwas* ausweisen, wenn es *durch* (dia/per) ein Anderes hindurchgegangen ist, von dem wir nicht wissen können, *was es ist*. Bezieht sich der Ausdruck ›Wissen‹ an dieser Stelle wiederum auf das ›Ist‹ und dessen Aussagbarkeit, dann offenbart sich die Differenz des Medialen nirgends unvermittelt, sondern nur *durch* (dia/per) die Arbeit ihrer Formatierung. Die Medialität des Mediums realisiert sich dann anhand von Praktiken, die deren Kontur immer wieder neu definieren. Sie fügt sich einer Unerschöpflichkeit von Perspektiven. Aus diesem Grunde sprechen wir im Anklang an eine Formulierung von Willard Van Orman Quine von ihrer prinzipiellen »Unerforschlichkeit«.

8. Performative Poiesis und die Frage nach dem Ästhetischen

Wohin sind wir auf diesem Wege gelangt? Zunächst bei einer sich in unterschiedlichen Varianten wiederholenden *Negativität*. Sie betrifft einmal das ›Als‹ als Differenz in seinem ›Als was‹ (Etwas als etwas), die durch die Prädikation genannt, aber zuletzt unbestimmt bleiben muss. Sie betrifft zum zweiten die Negativität des Modus, soweit er die Bestimmung oder Symbolisierung zwar durchquert,

⁴³ Vgl. Philippe Dubois, *Der fotografische Akt. Versuch über ein theoretisches Dispositiv*, Amsterdam/Dresden 1998.

aber nicht wieder durch eine Bestimmung oder ein Symbolisches darstellbar ist. Sie betrifft drittens das Mediale selbst im Sinne einer negativen Transzendentalität, soweit es sich in seinem Erscheinen verbirgt und in seinem Verschwinden ausstellt, schließlich viertens jene Dialektik von Ermöglichung und Entzug, wie sie im Prozess der Mediation selbst statthat. Alle vier Varianten gehören zusammen und verweisen aufeinander. Das führt uns zu unseren anfänglichen Überlegungen noch einmal zurück. Denn die problematische Grundoperation der klassischen Philosophie, davon sind wir ausgegangen, besteht darin, das ›Als‹ als Grundfrage der Bestimmung zu einem ›Ist‹ umzuschreiben und damit präzifizierbar zu machen. Das ›Als‹ bezeichnet zunächst aber nichts als eine Konjunktion, die nicht nur Etwas mit etwas anderem zusammenschließt, sondern zugleich auch modal modifiziert. In den modalen Modifikationen, dem *Wie*, das das *Was* kreuzt, manifestiert sich das eigentlich Mediale. Weder die Urteilsform der Bestimmung, noch die Darstellung oder Repräsentation von etwas, auch nicht das Symbolische und seine Ordnungen sind allein entscheidend, sondern ebenfalls *in welcher Modalität es sich zeigt*. Die Realisation dieser stets unterschiedlichen Modalitäten erfordert Praktiken und damit zu einem gewissen Grade auch Regeln, Strukturen, Techniken und Materialitäten, worin sie eingebettet sind. Dann geht es jedoch nicht mehr ausschließlich nur um das ›Als‹, um das ›Etwas als etwas‹, vielmehr wird *Etwas als etwas durch (dia/per) etwas anderes* allererst zur Anschauung, Bestimmung, Darstellung oder Signifikanz gebracht. Anders ausgedrückt: Die Sichtbarmachung wie auch die Signifikation oder Darstellung sind das Produkt einer präpositionalen Ordnung, die gleichsam das ›Als‹ in seiner Jeweiligkeit ›in Stellung bringt‹. Die Art der Stellung, der ›vor-‹liegenden ›Positionierung‹ manifestiert sich im ›Durch‹ (dia/per).

An vielen Stellen unserer Überlegungen hatten wir das ›Durch‹ wie auch seine griechisch-lateinischen Entsprechungen des ›dia‹ oder ›per‹ tangiert. Immer wieder sind wir auf seine verschiedenen Gebrauchsweisen zurückgekommen, vor allem dann, wenn wir implizit oder explizit eine Medialität thematisiert oder aufgerufen haben. So sei in einem letzten Schritt das ›Durch‹ näher beleuchtet und seine ›Durchheit‹ genauer markiert. Als Präfix kommt es in den verschiedensten medialen Formaten vor: Als *Durchsichtigkeit* im Sinne der Transparenz, als *Durchsehung* im Sinne von ›Per-spectiva‹ oder auch als die *Durchrechnung* eines mathematischen Problems mittels einer Serie von Algorithmen, um nur einige Beispiele zu nennen. Wir stoßen auf es ebenfalls bei Aristoteles, wenn er von der Anschauung spricht, das nach einem *metaxy*, einer ›Zwischenheit‹ verlangt, dem

44 Vgl. Roland Barthes, Kritik und Wahrheit, Frankfurt/M. 1967, S. 76.

er die Dimension eines *Diaphanen* zuschreibt: von *dia*, ›durch‹ und *phos*, ›Licht‹ bzw. *phainesthai* ›erscheinen‹.⁴⁵ Das Lateinische hat den Ausdruck mit Transparenz übersetzt – treffender wäre es von ›Durchleuchtung‹ zu sprechen, um seinen aktiven Sinn zu unterstreichen. Ähnliches gilt von den philosophischen Verfahren selbst, der Dialektik im Sinne des *dialegeren* oder des ›Herauslesens‹, jenem Prozess der Auslegung, *durch* den die Wahrheit ans Licht kommt, wie auch von der Platonischen Methode der *dihairesis* – wörtlich: der Durchtrennung, Aufspaltung oder Zergliederung, die aufgrund von logischen Entscheidungsketten die eigentliche Bestimmungen vom Allgemeinen zum Einzelnen erst herunterbricht. Ebenso wie im Diaphanen ist hier das *dia* aktivisch zu verstehen: Durch (*dia*) sein Erscheinenmachen bringt sich erst das sichtbare Bild hervor, wie gleichermaßen durch (*dia*) den Prozess der Herauslesung oder Auftrennung eine Definition vollzogen wird. Seine lateinischen Entsprechung bezeichnet das *per* – und keineswegs das ›trans‹, wie man häufiger übersetzt hat. Indessen kennen wir das ›per‹ aus vielen verwandten Komposita, z. B. in der schon erwähnten Perspektive, auf Wegen, die *per pedes* erschlossen werden müssen, oder in der *persona* – wörtlich das durch die Stimme sich Artikulierende oder Zeigende. Prominent erscheint es vor allem im ›Performativen‹ und, in Bezug auf den Sprechakt, in der ›Perlokution‹. Letztere, die durch die Sprachtheorien Austins und Searles gegenüber der Illokution vernachlässigt worden ist, eröffnet in Bezug auf die Kommunikation eigene Perspektiven, insofern der Sinn einer Äußerung allererst situativ entsteht. Nicht die in der Rede vermeinte Handlung, sei es eine Behauptung oder ein Versprechen, gibt den Ton an, um als solche eine Realität zu stiften, wie es überhaupt nicht die Sprache selbst ist, die die Bedeutung ›gibt‹, vielmehr wird sie *durch* (*dia/per*) die Faktizität des Kontextes induziert, sodass aus einer Behauptung eine Anmaßung oder aus einem Versprechen eine Beleidigung werden kann. Die Identitätsfigur der Illokution wandelt sich dann zu einer Differenzfigur, *durch* (*dia/per*) die die Bedeutung sich allererst ›performiert‹.⁴⁶

Überall zeigt damit das ›Durch‹ eine Formatierung an, welche durch einen Akt oder eine Praxis so und nicht anders vollzogen wird. Wir behaupten: Die fragliche präpositionale Ordnung, die besondere Form der Relationalität, die wir mit der Figur des Medialen verbunden haben und die der Determination ihr spezifisches Gesicht verleiht, untersteht den unterschiedlichen Facetten dieses

⁴⁵ Vgl. zum Diaphanen insbesondere die Studie von Emmanuel Alloa, *Das durchscheinende Bild. Konturen einer medialen Phänomenologie*, Zürich/Berlin 2011.

⁴⁶ Vgl. auch unsere Auseinandersetzung mit der Sprachakttheorie in: Dieter Mersch, »Performativität und Ereignis. Überlegungen zur Revision des Performanz-Konzeptes der Sprache«, in: Jürgen Fohrmann (Hg.), *Rhetorik. Figuration und Performanz*, Schriftreihe Germanistische Symposien, Berichtbd. 25, Stuttgart/Weimar 2004, S. 502–535.

›Durch‹, ›Dia‹ oder ›Per‹. Auch aus diesem Grunde haben wir das Mediale als *Formativ* bezeichnet. Präpositionen können sowohl räumlich und zeitlich, als auch kausal, instrumentell und logisch verwendet werden, in jedem Fall aber handelt es sich um *Immanenzfiguren*, soweit mittels konkreter Praktiken im Realen materialiter etwas hergestellt, erzeugt, durchgesetzt oder zur Schau gestellt werden muss, das die Bestimmung, die Darstellung oder das Symbolische in dieser oder jener Gestalt evoziert. Es geht also weder um eine immaterielle Übertragung, auch nicht um das *transfere*, der Übersetzung oder ›Hinüber-Setzung‹ (*metaphora*) im Sinne eines Sprungs, den die Überfahrt von den Lebenden zur Toteninsel vollbringt, sondern um die spezifische Art und Weise, *wie* diese im Endlichen *durchgeführt* und vollbracht werden. Wenn es sich z. B. bei der Klärung von ›Etwas als etwas‹ um eine *wissenschaftliche* Untersuchung handelt, gehen ihr Experimentalreihen, Messverfahren und Modelle wie ebenso technische und institutionelle Bedingungen voraus, *durch* (dia/per) die die relevanten Resultate erzeugt, selektiert und ausgetauscht werden und sie ihre Plausibilität erhalten. Stets gründet das derart gewonnene Wissen in epistemologischen Regimen, die für seine Geltung und Anerkennung sorgen. So geschieht die Bestimmung eines Elementarteilchens oder eines Genabschnitts im Rahmen einer Laborpraxis, die nicht nur zahlreiche Routinen aufrufen, sondern auch *durch* (dia/per) ihre technische Ausstattung wie ihre ökonomische Kapazität und die Diskurse, die sie begleiten, begrenzt ist. Sie definieren sowohl deren Reichweite wie Öffentlichkeit sowie das, was jeweils gewusst und nicht gewusst werden kann. Analoges kann, um ein anderes Beispiel zu geben, von psychoanalytischen Theorien des Seelischen im Zusammenhang der Freudianischen Studien des Unbewussten gesagt werden, dessen systematische begriffliche Unzugänglichkeit *durch* (dia/per) das Vokabular der jeweiligen ›Mythologien‹ des Traums, der Hysterie und der Neurose präformiert und eingeschränkt wird. Was sich dabei zeigt und nicht zeigt, bleibt von Ausdrücken wie dem Phallischen, der Kastration oder dem ›Ödipuskomplex‹ abhängig, innerhalb deren Hof sie ihre Erklärungskraft erst gewinnen, die sie im gleichen Atemzug aber auch maskieren. Das bedeutet gleichfalls, dass es so wenig eine Neutralität der Frage wie eine Unschuld des Zugangs gibt, sondern einzig verschiedene mediale Konfigurationen, die die Phänomene und ihre Bestimmtheit immer wieder von neuem mit-determinieren.

Der Ansatz und Vorschlag einer Medienphilosophie, wie er auf diese Weise unterbreitet wird, weist dann unterschiedliche Konsequenzen auf. *Erstens* überschneiden sich das Mediale und das Performative: Die aus der Frage nach dem ›Was-sein‹ des Medialen hervorgehenden *Negativität* korrespondiert – mit Bezug auf das ›Wie‹ – praxeologisch dessen *Performativität*, die Tatsache und Praxis des ›Durch‹ und seiner jeweiligen Regionalität. *Zweitens* ist damit ein *nichttechnischer Medienbegriff* formuliert, insofern allein die *Praktiken* und ihre Kontexte

sowie die verschiedenen Überschneidungen zwischen dem Medialen und Performativen zählen, nicht die Anordnung von Apparaten und ihre Operativität. Das bedeutet *drittens*, dass eine Analyse des Medialen vor allem von den Praktiken und ihren Möglichkeiten und Grenzen auszugehen hat, deren *jeweilige Konstellation* in *jedem einzelnen Fall* gesondert zu untersuchen wäre. So sprechen wir etwa hinsichtlich der wissenschaftlichen Erkenntnis von Laboren in unterschiedlichen Geschichten, deren Disparität zwischen moderner Hochtechnologie und frühneuzeitlichen Alchimistenküchen nicht entfernter sein könnte. Ihre Differenz liegt weniger in ihrer Ausstattung als in den Praktiken, die sie erlauben und in langen Traditionsreihen ausgebildet haben. Ähnliches gilt für die frühe, noch an Magien orientierte Fotografie, die ihren Bezug zur Alchimie durch den ans Geheimnis grenzenden Vorgang der Entwicklung wahrte, gegenüber der die Digitalfotografie eine ganz andere ›Geste‹ (Flusser) oder Praxis bereitstellt, zu der die Überproduktion des Bildes und seiner Löschung genauso gehört wie seine experimentelle Verfügbarkeit und Testung. Nicht allein die Differenz im Technischen erweist sich dafür als ausschlaggebend, sondern weit mehr ein Unterschied in den ›Ver-Wendungsweisen‹, denn das Technische offeriert nur eine Potenzialität, der die Praxis allererst ihre Wirklichkeit verleihen muss. Folglich *ist* das Mediale nicht; es kommt ihm kein *Sein*, auch nicht im Sinne technischer Objekte zu, *vielmehr bildet es ein permanentes Werden*. Das bedeutet auch, dass sich das Medium im Mediierten, und zwar durch die beständig sich verwandelnden Praktiken, eigens erst realisieren muss. Desgleichen kann, als dritte Probe aufs Exempel, vom Computer gesagt werden, der zwar als eine mathematische Maschine, eine Technologie des Algorithmus aufgefasst werden kann, doch *wird* er erst zu einer solchen unter der Hand der Nutzer, die bereitwillig seinem entscheidungslogischen Format folgen, die ihn genauso gut aber auch umnutzen und quer zu seiner apparativen Struktur ›ver-wenden‹ könnten.

Unser medienphilosophischer Vorschlag richtet sich also zuletzt darauf, die Produktionsweisen selbst, das *Poietische medialer Praktiken* in Augenschein zu nehmen und entsprechend die *mediale Situationen* und ihre *konkreten Settings* zur Grundlage der Analyse zu machen. Jenseits aller Ontologie des Medialen, der Frage also, ›was das Mediale *ist*‹, wäre stattdessen zu fragen: ›*wann*‹ bzw. ›*unter welchen Bedingungen ereignet sich Mediales*‹ – und die Antwort bestünde nicht in der Aufzählung eines Katalogs von Voraussetzungen oder in einer Summe technischer Eigenschaften, sondern in der *Nennung eines nichttotalisierbaren Geflechts von Praktiken*.

9. Der Vorzug ästhetischer Praktiken

Eine Weise von Praxis findet darin allerdings eine Auszeichnung: die *ästhetische*. Das hat systematische Gründe. Denn ästhetische Praktiken operieren vorzugsweise mittels metastabiler Konstellationen. Sie arbeiten mit konträren Gestaltungen, mit Widersprüchen oder Paradoxa, um ihre eigenen Prämissen in Bewegung zu versetzen. *Einerseits* partizipieren sie damit am Medialen, nehmen es selbst in Anspruch, um es *auf der anderen Seite* aber zu unterlaufen, gegen sich zu kehren und mit ihm zu brechen. Auf ihre Weise erfinden sie *im* Medialen *mit* ihm lauter *Gegenwendungen*. Ästhetische Praktiken bilden deshalb die bevorzugten Organe, die Performativität des Medialen selbst unter Reflexion zu stellen. Kaum antizipierbar, der Probe oder dem Zufall entlockt, wäre von ihnen nur zu sagen, dass sie keiner Kanonisierung oder Systematik zugänglich sind, vielmehr müssen sie experimentell immer wieder neu austariert, getestet und durchgespielt werden. So erweist sich die Weise ihres Spiels als ohne Beispiel, Grenze und Horizont. Reflexive Medialität bezeichnet das Korrelat dieser Grenzenlosigkeit. Nichts anderes meint der Topos ihrer genuinen ›Unerforschlichkeit‹: Unbestimmbarkeit des Medialen und seine nicht zu bändigende Maßlosigkeit.

Tatsächlich gehört diese Zuspitzung auf eine interne Reflexivität des Medialen, der Chance einer ›Theorie‹ oder Praxis jenseits von Diskursivität zu den schwierigsten und umstrittensten Fragestellungen von Medienphilosophie, wie zugleich ihr Prüfstein, insbesondere auch deswegen, weil sie mit dem Problem alternativer Denkformen, einem Denken *im* Ästhetischen oder *im* und *mit* Medialem verquickt sind. Aufgeworfen wird so gleichzeitig die Frage, wie Medienphilosophie möglich ist und in welchem Medium sie ihrerseits statthaben soll. Denn wenn das Mediale dasjenige ist, das ›immer schon‹ vorausgesetzt werden muss, das gleichzeitig verdeckt bleibt und lediglich implizit ›wirkt‹, dann ergibt sich die Schwierigkeit, *wie wir überhaupt etwas von ihm in Erfahrung bringen können*, wie es seinerseits ›entdeckt‹ und erkannt oder beschrieben werden kann, ohne erneut in eine Sprache der Metaphysik zu verfallen und es zu verfehlen. Denn das Vorgängige, das ›alle‹ Erfahrung, alles Denken und Handeln erst ›ermöglicht‹ und ›be-dingt‹, kann nicht selbst wieder auf einfache Weise zum Gegenstand eines Denkens oder Diskurses gemacht werden, es sei denn auf der Basis reflexiver Praktiken, die es auf indirektem Wege, gleichsam hinter dessen Rücken eigens erst ›hervor-springen‹ lassen. Wir haben es dann im selben Maße mit einer Reflexivität *auf* das Mediale wie einer Reflexivität *durch* (dia/per) es zu tun, die beide zueinander ins Verhältnis zu setzen und zusammenzudenken sucht.

Was dies wiederum für das Philosophieren selber heißt und wie Medienphilosophie ihr eigenes Schreiben, mithin ihre eigene mediale Reflexivität organisiert, sei abschließend in einem offenen Ausblick angedeutet. Denn wie die

interne Reflexivität des Medialen ganz offensichtlich aus Momenten der Störung, der Dysfunktionalität oder Blendung hervorgeht, bedarf ebenfalls die Philosophie Strategien der Indirektheit, der Zersplitterung oder Fragmentierung, weil sie andernfalls in jenen Duktus zurückfällt, der über eine Negativität Positives auszusagen trachtet – und daran versagt. So liegt ihr die Gefahr einer Ontologisierung *durch* (dia/per) ihre eigene Begrifflichkeit nahe. Finden sich hingegen ästhetische Äquivalente zur Fragmentierung und Paradoxalisierung in Verfahren der Montage (Kubismus, Dadaismus) oder auch der provokanten und gegenläufigen Exponierung von Materialitäten gegenüber einer seit den Anfängen abendländischer Kultur vorgenommenen Auszeichnung der Form (*eidōs*), wie sie besonders die künstlerischen Avantgarden der 1920er bis 50er Jahre betrieben, können im Bereich des philosophischen Denkens jene offenen und literarischen Schreibweisen als Vorbilder dienen, wie sie sich bei Nietzsche, Heidegger, Benjamin oder auch Adorno, Wittgenstein und Derrida etabliert haben. Damit wird ebenfalls deutlich, dass eine Reflexivität im Medialen selbst noch eine Verschiebung im Medium des philosophischen Diskurses notwendig macht. Dazu bedarf es jedoch eines *anderen* und *verwandelten* Schreibens, um *in* der Schrift das mitzuvollziehen, was auf der Ebene von Medialität und Mediation in eine ›Flucht‹ oder Bewegung zu bringen ist. Medienphilosophie im Hof traditionellen Schreibens zu belassen beginge hingegen eine *contradictio in adiecto*. Das bedeutet nicht, einem assoziativen oder experimentellen Stil das Wort zu reden, sondern die genuine Unabschließbarkeit eines Textes zu behaupten, der versucht, seiner eigenen Textualität inne zu werden. Medienphilosophie betreiben heißt deshalb auch, sich allenfalls mit Fassetten, Aspekten oder Splintern dessen zu begnügen, was Medialität ausmacht, heißt im Unvollständigen zu verkehren und beständig neue Perspektiven aufzuschließen, heißt eine besondere Aufmerksamkeit für das Nichtaufgehende und Widersprüchliche zu entwickeln und fortwährend andere Anfänge zu versuchen, heißt schließlich im Metier der Schrift das Wissen um den beständigen Entzug wie auch die Heterogenität und theoretische Uneinholbarkeit nichtschriftlicher Medien wach zu halten. Es verwundert daher nicht, wenn *eine* Domäne solcher Medienreflexion – im Sinne eines *Eingriffs im Medialen in Medien mit Medien gegen Medien* – die Kunst darstellt, an der die Philosophie zuletzt ihr Beispiel und ihre Eignung findet. Das bedeutet nicht die Identifikation von Kunst mit Philosophie, wohl aber eine Orientierung im Fragen, die beide in eine intime Nachbarschaft zueinander führt.

Literatur

- Alloa, Emmanuel, *Das durchscheinende Bild. Konturen einer medialen Phänomenologie*, Zürich/Berlin 2011.
- Aristoteles: *Nikomachische Ethik*, Hamburg 5. Aufl. 2010.
- Aristoteles, *De anima. Über die Seele*, Hamburg 1998.
- Barth, Heinrich, *Erkenntnis der Existenz. Grundlinien einer philosophischen Systematik*, Basel 1965.
- Barthes, Roland, *Kritik und Wahrheit*, Frankfurt/M. 1967.
- Bense, Max, *Semiotische Prozesse und Systeme in Wissenschaftstheorie und Design, Ästhetik und Mathematik*, Baden Baden 1975.
- Bentele, Günter, Hans-Bernd Brosius, Otfried Jarren (Hg.), *Lexikon Kommunikations- und Medienwissenschaft*, Berlin 2012.
- Benjamin, Walter, »Die Aufgabe des Übersetzers« (1923), in: *Gesammelte Schriften*, Bd. 4.1, Frankfurt/M. 1972, S. 9–21.
- Bexte, Peter, »Vorwörter. Bemerkungen zu Theorien der Präpositionen«, in: Jan-Henrik Möller, Jörg Sternagel, Lenore Hipper (Hg), *Paradoxalität des Medialen*, München 2013, S. 25–40.
- Bolz, Norbert, *Das ABC der Medien*, München 2007.
- Cassirer, Ernst, *Substanzbegriff und Funktionsbegriff. Untersuchungen über Grundfragen der Erkenntniskritik*, Darmstadt 1994.
- Deleuze, Gilles, Félix Guattari, *Tausend Plateaus. Kapitalismus und Schizophrenie II*, Berlin 1992.
- Derrida, Jacques, »Die différance«, in: ders., *Randgänge der Philosophie*, Wien ²1999, S. 31–56.
 — *Dissemination*, Wien 1995.
- »Die Struktur, das Zeichen und das Spiel im Diskurs der Wissenschaften vom Menschen«, in: ders., *Die Schrift und die Differenz*, Frankfurt/M. 1972, S. 422–442.
- Dotzler, Bernhard, *Papiermaschinen. Versuch über Communication & Control in Literatur und Technik*, Berlin 1996.
- Dubois, Philippe, *Der fotografische Akt. Versuch über ein theoretisches Dispositiv*, Amsterdam/Dresden 1998.
- Ernst, Wolfgang, *Das Rumoren der Archive. Ordnung aus Unordnung*, Berlin 2005.
- Faulstich, Werner, *Einführung in die Medienwissenschaft*, Stuttgart 2003.
- Hegel, Georg Friedrich Wilhelm, *Wissenschaft der Logik*, 2 Bde., in: *Werke in 20 Bänden*, Bd. 5 u. 6, Frankfurt/M. 1986.
- Heidegger, Martin, *Beiträge zur Philosophie (Vom Ereignis)*, Frankfurt/M. 2003.
- »Der Satz der Identität«, in: ders., *Identität und Differenz*, Pfullingen ⁶1978, S. 9–30.
- Hörl, Erich, »Die künstliche Intelligenz des Sinns. Sinngeschichte und Technologie nach Jean-Luc Nancy«, in: *Zeitschrift für Medien- und Kulturforschung* 2 (2010), www.ruhr-uni-bochum.de/ifm/_downloads/hoerl/ZMK%202-2010%20Hoerl.pdf, letzter Zugriff 14. 8. 2014.
- Husserl, Edmund, *Logische Untersuchungen*, Tübingen 1968.
- James, William, *Essays in Radical Empiricism*, New York 1912.
- Kittler, Friedrich, *Die Wahrheit der technischen Welt*, Berlin 2013.
- Kuhn, Thomas S., *Die Struktur wissenschaftlicher Revolution*, Frankfurt/M. 1967.
- Latour, Bruno, *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie*, Frankfurt/M. 2007.
- »Reflections on Etienne Souriau's *Les différent modes d'existence*«, in: Levo Bryant,

- Nick Srnicek, Graham Harman (Hg.), *The Speculative Turn. Continental Materialism and Realism*, Melbourne 2011, S. 304–333
- Mersch, Dieter, »Pro-Grammata. Einige Überlegungen zu einer Theorie der Programme«, in: ders., Joachim Paech (Hg.): *Programm(e)*, Zürich/Berlin 2014, S. 461–486.
- »Sichtbarkeit/Sichtbarmachung. Was heißt ›Denken im Visuellen?‹«, in: Fabian Goppelsröder, Martin Beck (Hg.), *Sichtbarkeiten 2: Präsentifizieren. Zeigen zwischen Körper, Bild und Sprache*, Zürich/Berlin 2014, S. 19–71.
- *Ordo ab Chao – Order from Noise*, Zürich/Berlin 2013.
- *Posthermeneutik. Sonderband der Deutschen Zeitschrift für Philosophie*, Berlin 2010.
- »Meta/Dia. Zwei unterschiedliche Zugänge zum Medialen«, in: *Zeitschrift für Medien- und Kulturforschung*, Bd. 2 (2010), S. 185–208.
- »Tertium datur. Einleitung in eine negative Medientheorie«, in: Stefan Münker, Alexander Roesler (Hg.), *Was ist ein Medium?*, Frankfurt/M. 2008, S. 304–321.
- *Medientheorien zur Einführung*, Hamburg 2006.
- »Negative Medialität. Derridas Différance und Heideggers Weg zur Sprache«, in: *Journal Phänomenologie* 23 (2005), ›Jacques Derrida‹, S. 14–22.
- »Medialität und Undarstellbarkeit. Einleitung in eine ›negative‹ Medientheorie«, in: Sybille Krämer (Hg.), *Performativität und Medialität*, München 2004, S. 75–96.
- »Performativität und Ereignis. Überlegungen zur Revision des Performanz-Konzeptes der Sprache«, in: Jürgen Fohrmann (Hg.), *Rhetorik. Figuration und Performanz*, Schriftreihe Germanistische Symposien, Berichtbd. 25, Stuttgart/Weimar 2004, S. 502–535.
- »Wort, Bild, Ton, Zahl. Modalitäten medialen Darstellens«, in: ders. (Hg.), *Die Medien der Künste*, München 2003, S. 9–49.
- *Was sich zeigt. Materialität, Präsenz, Ereignis*, München 2002.
- Nancy, Jean-Luc, *Die herausgeforderte Gemeinschaft*, Zürich/Berlin 2007.
- Nietzsche, Friedrich, »Brief an Peter Gast vom Februar 1882«, in: KGA, Briefe, Bd. III.1.
- Peeters, Benoît, *Derrida. Eine Biographie*, Frankfurt/M. 2013.
- Platon, *Phaidros*, Stuttgart 1979.
- Schanze, Helmut, Gregor Schwing, Gebhard Rusch, *Theorien der Neuen Medien: Kino – Radio – Fernsehen – Computer*, Stuttgart 2007.
- Seel, Martin, »Eine vorübergehende Sache«, in: Stefan Münker, Alexander Roesler, Mike Sandbothe (Hg.), *Medienphilosophie. Beiträge zu einer Klärung des Begriffs*, Frankfurt/M. 2003, S. 10–15.
- Serres, Michel, *Aufklärungen. Fünf Gespräche mit Bruno Latour*, Berlin 2008.
- Siegert, Bernhard, *Passage des Digitalen. Zeichenpraktiken der neuzeitlichen Wissenschaften 1500–1900*, Berlin 2003.
- Stöber, Rudolf, *Kommunikations- und Medienwissenschaft*, München 2008.
- Thielmann, Tristan, Erhard Schüttpelz (Hg.), *Akteur-Medien-Theorie*, Bielefeld 2013.
- Tholen, Georg Christoph, *Die Zäsur der Medien. Kulturphilosophische Konturen*, Frankfurt/M. 2002.
- Vitry Maubrey, Luce de, »Etienne Souriau's Cosmic Vision and the Comming-into-its-own oft he Platonic Other«, in: *Man and World* 18 (1985), Nr. 3, S. 325–345.
- Wittgenstein, Ludwig, *Tractatus logico-philosophicus, Kritische Edition*, Frankfurt/M. 1989.